

5.3

# Matthäus Schiner

Peter Arnold, Pfr.

## Seine Zeit

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts ging ein Zeitabschnitt der europäischen Geschichte zu Ende. Keiner wollte mehr «dunkles Mittelalter» spielen. Die bisherigen Lebensformen waren ausgehöhlt und verbraucht. Auf der Suche nach mehr Licht und einem neuen Lebensstil übersah man die christlichen Werte und Ideale und ging vielfach mehr als 1500 Jahre ins pure, nackte Heidentum zurück. Einst versuchte die Kirche die heidnische Kultur, die Sitten und Gebräuche mit dem Evangelium zu veredeln und in Einklang zu bringen. Jetzt ging man ins Gegenteil über, das christliche Leben wurde mit heidnischer Gesinnung durchsetzt. Die Entdecker und Wortführer dieser neuen Form nannte man Humanisten. Das Humane, das Menschliche wurde vergöttert und in den Mittelpunkt gestellt, das Göttliche vermenschlicht, so wie es die Griechen mit ihren Göttern getan. Diese geistreichen Humanisten umspielten das Mittelalter und griffen in zierlicher, formvollendeter Poesie auf die heidnische Literatur zurück, zuerst fromm und schmeichelnd, dann gewagt und offen und schließlich auch zynisch, frech und sittenlos. Das war immer die Sprache, die Erfolg hatte im Umbruch einer Zeitenwende.

Als Begründer dieser neuen Literaturperiode können die beiden Italiener Petrarca und Boccaccio angesehen werden. Der erstere war der Vertreter der christlichen, der zweite mehr der heidnischen Weltanschauung. Diese zwei Richtungen zeichnen sich ab durch 100 Jahre hindurch, bald im Kampfe miteinander, dann auch vermischt oder gar vereint in ihren Werken. Später nannte man diesen Zeitabschnitt die Renaissance, die Wiedergeburt. Neugeboren wurde aber nicht eine Erneuerung des christlichen Lebens, sondern eine heidnische, leichtfertige Lebensführung. Eine große Anzahl von hochgebildeten Humanisten waren die Hofpoeten in den Fürstenpalästen, die Lieblinge in den geheimen und offenen Zirkeln der «besseren» Gesellschaft. Der eigentliche Sturmvogel der literarischen Revolution war Lorenzo Valla, der um 1431 seine Schrift «Über die Lust» veröffentlichte. Hier hatte sich der Geist der unchristlichen Gesinnung in seiner ganzen Scheußlichkeit öffentlich kundgetan. In feingeschliffenen Versen wurden die widernatürlichen Laster und Gemeinheiten verherrlicht, die christliche Moral verhöhnt, die Kirche geschmäht, das Papsttum lächerlich gemacht. «Die Literaten und Künstler dieser Richtung lebten nur noch in ihrer erträumten Idealwelt des Klassizismus. Von der Höhe ihres humanistischen Bildungsstolzes herab schauten sie mit vornehmer Geringschät-

zung auf die gemeine Welt der Alltäglichkeit, deren Beschwerden, Kämpfe und Sorgen sie in opferscheuer Selbstzucht möglichst zu meiden bestrebt waren.»<sup>1)</sup>

Die Kirche war im Mittelalter die Hauptträgerin der Kunst und Wissenschaft gewesen und glaubte auch jetzt, in dieser gefährlichen Zeitströmung einer neuen, weltlichen, profanen Kulturbegisterung, die Hauptrolle übernehmen zu müssen. Dadurch wurde Italien zum ersten Kulturstaat von Europa. Unschätzbare Werke der Literatur, Malerei und besonders der Architektur hat diese «Wiedergeburt» geschaffen im Lande, wo der Marmor «wächst» und auch Zitronen blühen. Jährlich sind es heute noch Millionen Pilger, welche diese Werke in Staunen versetzen und viele zu edlem Kunstschaffen begeistern. Sie sind glücklich, weil sie nie gewußt oder es vergessen haben, daß in der gleichen Zeit größere Werte vernachlässigt wurden und sehr tief gesunken sind, weil die Kirche mit diesseitigem Prunk und eitler Pracht die innere Hohlheit verdeckt und ihr einziges Ziel fast vergessen ließ.

Das Papsttum ging in diesen Umschwung sehr geschwächt hinein. Das Avygnonische Schisma hatte ihm tiefe Wunden geschlagen und an Ehre und Ansehen schwer gesschadet. Jetzt wäre es Zeit und Aufgabe der Kirche gewesen, durch eine große Erneuerung im rein religiösen, sittlichen Leben in der Zentralverwaltung in Rom, in den Diözesen und Pfarreien eine wirkliche Renaissance, eine Wiedergeburt, dem heidnischen Geiste gegenüberzustellen. Jetzt wäre der günstige Moment gewesen, die im Mittelalter vielleicht notwendig gewesene politisch-weltliche Machtposition allmählich abzustreifen und dafür die einzig gültige Verfassung der Kirche — das Evangelium und die bewährten christlichen Traditionen — wiederum voll und ganz in Kraft zusetzen. Es waren damals nicht wenige, sondern ganze Scharen, die die Realität ihrer Zeit erkannten und ein ganzes Leben lang nicht müde wurden, von den Kanzeln herab, auf öffentlichen Straßen und Plätzen, in Versammlungen und Demonstrationen beschwörend eine wirkliche Reform an Haupt und Gliedern der Kirche verlangten. Sie hatten lokale Erfolge und nicht mehr. Selbst in zwei Konzilien hörten Papst, Kardinäle und Bischöfe die besten Vorschläge, die Mahnungen und Drohungen, aber das Mittelalter hatte zu tiefe Wurzel hinübergeschlagen in die neue Zeit hinein. Mag sein, daß in jener Zeit einmal Kaiser und Papst die Stützen des Abendlandes gewesen, aber mit der Zeit wurden die Linien derart verwischt, was beiden großes Unheil brachte. Riesen hätte es gebraucht im 15. Jahrhundert, um diese Wurzel, dieses Unkraut herauszureißen. Die Renaissancezeit hatte manchen Riesen auf dem Gebiete der Kunst geboren, aber auf religiösem Gebiet keinen Papst als Riesen und in der Politik keinen Kaiser, der mehr als die Krone zu tragen vermochte.

Das Unheil wollte es, daß im gleichen Jahrhundert die Türken von Osten her die abendländischen Nationen in Religion, Kultur und Unabhängigkeit mit Erfolg aufs stärkste bedrohten. Nur ein geeinigtes Euro-

<sup>1)</sup> Pastor: Geschichte der Päpste, Bd. 1, S. 31.

pa unter der Führung des Kaisers hätte hier schnelle Abhilfe schaffen können. Aber der Kaiser war machtlos. So ließ sich die Kirche nochmals in einen langen politisch-militärischen Machtkampf hineinziehen, wie kaum jemals zuvor. Aber nicht an erster Stelle gegen die Türken, sondern gegen den mächtig aufkommenden Nationalismus in Frankreich, das an die Stützen von Kaiser und Papst nicht mehr glaubte und selber die Führung in Europa übernehmen wollte. Kaiser und Papst auf der einen Seite, Frankreich und einige Fürstentümer führten Kriege ohne Ende gegeneinander — beide, um das Abendland zu retten und unter ihre Herrschaft zu bringen. Die Eidgenossen waren damals die stärkste und gefürchtetste Söldnermacht in Europa und betrieben selber eine militärische Machtpolitik. Sie halfen beiden, einmal den Franzosen, dann wiederum Kaiser und Papst, je nachdem, was in Aussicht stand. Das war die politisch-militärische Situation, in die *Matthäus Schiner* als hervorragender Staatsmann und Politiker hineingestellt wurde.

Die Grenzen der Aufgaben und der Pflichten zwischen Papst und Kaiser wurden in dieser neuen Zeit also keineswegs neu gezogen und geordnet, sondern noch weiter aufgehoben.

Vielleicht noch verderblicher für die Kirche war die Vertuschung der Grenzlinien zwischen einer christlichen Weltanschauung und den heidnisch gesinnten Humanisten, die fast ohne Ausnahme dem Christentum im besten Falle noch gleichgültig gegenüber standen. Sie betrachteten ihre klassischen Studien, ihre antike Philosophie mit dem christlichen Glauben als zwei vollkommen getrennte Welten, die keine Berührung und Annäherung duldeten. Nur aus Rücksicht weltlicher Klugheit oder ihrer Anstellung zuliebe bekannten sie sich rein äußerlich zur Kirche. Ja, bei ihrem Tode suchten sie nach Trost und Hilfe bei der Kirche, deren Wirkungen sie durch ihre Schriften in Abrede gestellt oder lächerlich gemacht. Sie starben «reumütig» und versöhnt mit Gott und der Kirche.<sup>2)</sup> Und ihre Brüder führten das Theater weiter. Die Päpste glaubten im Namen der Kunst und Wissenschaft die größten Zugeständnisse machen zu müssen und wurden schließlich selber ein Opfer dieser «Wiedergeburt». Die Kirche verweltlichte in erschreckender Art und Weise. Viele Kardinäle waren nur mehr weltliche Fürsten, die in Pracht und Luxus mit den «berühmten» Häusern wetteiferten und in Partiekämpfen, Fehden und schließlich in Kriegen eine angemessene Rolle spielten.

Selbstverständlich ließ sich auch in dieser mehr heidnischen Renaissance zu keiner Zeit die christliche Lebensauffassung vollständig verdrängen. Auch im Kardinalskollegium wirkte zu jener Zeit eine untadelige Minderheit mit bewunderungswürdigem Erfolg.

Über das sittliche Verderben der Renaissancezeit schreibt Ludwig Pastor<sup>3)</sup> unter anderem:» Daß sich im Zeitalter der Renaissance vielfach eine gewaltige Umwandlung der Verhältnisse zum Schlimmern

<sup>2)</sup> l. c. S. 32.

<sup>3)</sup> l. c. Einleitung S. 1—62.

vollzog, kann nicht bestritten werden». . . . aber «für das Italien der Renaissance haben die Berichte über das Leben und Treiben der humanistischen Literaten ein ganz unverhältnismäßiges Übergewicht. Daß in diesen Kreisen wie in den höhern Klassen der Gesellschaft und bei dem Klerus vielfach eine große Sittenlosigkeit eingerissen war, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Allein eine unbefangene Forschung muß sich auch hier hüten, die Zustände des Zeitalters der Renaissance völlig schwarz in schwarz zu malen. Ähnlich wie in der Natur wirken in jeder Periode der Geschichte neben den zerstörenden auch erhaltende Kräfte. Die Tätigkeit dieser letztern ist dem Auge des Geschichtsschreibers weniger bemerkbar, weil das Gute nicht so geräuschvoll, gewaltsam, auffallend wirkt wie das Böse, eine ruhige, gesetzmäßige Entwicklung die Neugier weniger reizt als plötzliche, sturmartige Durchbrechungen des gewöhnlichen und geordneten Zustandes. Deshalb findet man in Geschichtsdenkmälern aller Völker vorwiegend das Böse aufgeschrieben, die Tugend geht ihren stillen, verborgenen Pfad, Untugend und Laster schreien.»<sup>4</sup>

Aber auch das Verderbliche in den Werken der Humanisten kannte Schleichwege und schritt, oft zu spät erkannt, neben der Tugend still daher. In ihren Schriften wurde oft genug Christus den heidnischen Göttern gleichgestellt, und die Künstler und Architekten übernahmen dann solche Geschmacklosigkeiten in ihren Gemälden, Bauten und Denkmälern, die von den Päpsten in Auftrag gegeben wurden.

Eine solche Verirrung ließ z. B. Papst Eugen IV. als Zierde an die mittlere Eingangstüre zur St. Peterskirche anbringen. Wir können da am vergoldeten Tor heute noch bewundern: Christus, weiter den hl. Paulus und die Jungfrau Maria, dann den hl. Apostel Petrus, der dem Papst Eugen die Schlüssel übergibt. Nun wird das ganze umrahmt mit vielen kleinen Figuren. Hier grinsen aus zierlichen Akanthusranken heidnische Kaiser hervor, dann nackte Götter und Nymphen wie Mars, Roma, Zeus, Ganymed, Hero und Leander, ja selbst Leda mit dem Schwan fehlt nicht; doch für diesen Auftritt gestattete ihr der Künstler Filarete ausnahmsweise ein Kleidchen.

## Die Päpste der Renaissance

Die Oberhirten in der Zeit von 1447—1521 nennt man in der Mehrzahl die Renaissance-Päpste. Mit der Wahl *Niklaus V.* zum Papst bestieg diese «Wiedergeburt» den päpstlichen Thron. Diese Periode ist umwoben von einem unvergleichlichen Glanz von Kunst und Ruhm, aber auch durchsetzt von tiefen und dunklen Schatten. Die bekanntesten Meister in Literatur und Baukunst wurden von den Päpsten gefördert und in Dienst gestellt, und zwar Anhänger der christlichen wie der heidnischen Richtung. Die Kurie in Rom, der Mittelpunkt der christli-

<sup>4</sup>) I. c. III. 1, S. 8 ff.



chen Welt wurde zum Musentempel. Papst Nikolaus V. verkündete: «All mein Geld möchte ich ausgeben für Bücher und Bauten.» Und er hat es auch getan. Aber neben seinen Büchern und Bauten war Konstantinopel, «der Schwerpunkt der alten Welt und die Vormauer europäischer Kultur gegen asiatisches Barbarentum», in die Hände der Ungläubigen gefallen. Von jetzt ab standen bei jeder Papstwahl zwei Hauptpunkte auf dem Programm: 1. Abwehr gegen die Türkengefahr, 2. Reform der Verhältnisse an Haupt und Gliedern der Kirche. Das erstere blieb meistens auf dem Papier und das zweite ein frommer Wunsch. Man freute sich weiterhin am schönen Dasein und an den großen Werken.

*Kalixtus III.* war der Nachfolger (1455—1458). Er stand der überschwenglichen Kunstbewegung fast gleichgültig gegenüber. Mit ihm tritt die spanische Familie der Borja in die Papstgeschichte ein, und das zu wissen genügt, um für die nächsten Jahrzehnte einen Horror zu bekommen. Er war kein Humanist, sondern ein sachlicher Jurist. Die glorreiche Bautätigkeit des Vorgängers wurde nicht mehr fortgesetzt, und die Sammlungen der berühmten Bücher und Akten aus fast ganz Europa und dem Orient wurden abgebrochen. Da rasten die Poeten und schrieten und schrieben alles Üble gegen Kalixtus. Er antwortete ihnen, die besten Gedichte der Humanisten und die mit Silber und Gold beschlagenen Bücher seien wertlos, um Europa gegen die Türken zu schützen. Tatsächlich ließ er eine beachtliche Flotte bauen, ein Kriegsmeer ausheben und zog gegen Osten. Der Erfolg war nicht sehr groß, denn Europa war keine Einheit mehr.

Die schlimmste Nebenbeschäftigung des Papstes war der Nepotismus. Dieser sollte in den kommenden Jahren erbärmliche Folgen zeigen. Tatsächlich wurden Rom und die kirchlichen Besitzungen den geliebten Nepoten ausgeliefert. Immer eindringlicher forderte man jetzt die Einberufung eines allgemeinen Konzils, aber es geschah nichts; man gewöhnte sich an diese Krankheit.

Nun folgte *Pius II.* (1458—1464). Er war ein vollwertiger Humanist, ein geistreicher Dichter und Schriftsteller, ein begabter Redner, Politiker und Diplomat, aber kein Papst. Bis zu seinem 45. Jahre wirkte er begeistert nach dem neu aufgerichteten Lebensstil der Griechen und Römer. Nachher erkannte er die Leere und Hohlheit dieser aufgewärmten Nachäfferei, empfing die höhern Weihen und lebte als gesitteter Christenmensch und nahm seine Pflichten sehr ernst. Er organisierte einen Kreuzzug und starb auf dem Weg zu den Türken in Ancona.

*Paul II.* (1464—1471) war kein Humanist. Er säuberte die Kurie und jagte eine schwüle Wolke von müßigen Statisten und träumenden Dichtern auf die Straße und schloß sogar die römische Akademie, weil sie zum Musenhof eines heidnischen Roms der Zukunft werden sollte. In Gedichten und Prosa wurde er beschimpft als grausamer Barbar, aber er war es nicht. Paul II. war glücklich, von dieser hocheingebildeten Umgebung bald durch den Tod befreit zu werden.

Aber jetzt mußte wiederum ein echter Humanist an die Reihe kommen, und man fand ihn in der Person von Francesco della Rovere, als *Papst Sixtus IV.* (1471—1484). Man bezeichnete sein Pontifikat als das «Zeitalter des Verderbens». Durch seinen unheilvollen Nepotismus wurde das Papsttum in die Wirren der italienischen Territorialpolitik hineingeführt mit allen Folgen der langen Fehden und Kriege. Unter Sixtus IV. kam die römische Akademie wiederum zu vollen Blüten und Auswüchsen.

Der Bildung nach war der Nachfolger kein echter Humanist, aber in jungen Jahren begeisterter Schwärmer des Olymps. Trotzdem nannte er sich als *Papst Innozenz VIII.* (1484—1492).

In den letzten Jahrzehnten hatte sich das Papsttum durch die wunderbaren Werke von Kunst und Wissenschaft mit irdisch-unsterblichem Ruhme nicht nur bedeckt, sondern zugedeckt und darob das christlich-sittliche und religiöse Leben fast erstickt, daß man allgemein sagte: «Jetzt ist es genug, jetzt muß die wahre Erneuerung kommen.» Aber die schreckliche Prüfungszeit der Kirche ging noch weiter. Es ging noch tiefer, weil es noch einen Rodrigo Borja gab, der in einer simonistischen Wahl zum Papst *Alexander VI.* (1492—1503) gewählt wurde. Am Ende seiner Zeit war das Papsttum in Ehre und Ansehen tief erniedrigt; auch in der europäischen Politik herrschte ein trostloser Wirrwarr.

Große Hoffnung bei den Gutgesinnten erweckte die Wahl Pius' III. (1503), aber er starb schon nach 26 Tagen. Nun waren die Kardinäle der Ansicht, daß nur eine überragende, starke Persönlichkeit die Ordnung im Kirchenstaat und in der europäischen Politik die Einigkeit wiederherstellen könne und wählten *Julius II.* (1503—1513) zum Papst.

«Ein Hohepriester und Seelenhirt war er weniger als eine große, politische Persönlichkeit — ein Fürst und Feldherr.» Die Feinde nannten ihn «Il Terribile», die Künstler und Humanisten den mächtigsten Mäzenaten. Die berühmten Namen wie Bramante, Michelangelo und Raffaele bleiben für immer mit dem Roverepapst verbunden, denen er die großzügigsten Aufträge erteilte und auch ausführen ließ. Unter dem Schutze des französischen Königs Ludwig XII. beriefen einige schismatische Kardinäle, die nach Frankreich geflohen, ein Konzil gegen den Papst ein. Julius II. antwortete mit der Einberufung des 18. Allgemeinen Konzils vom 18. Juli 1511. Nützliche Dekrete wurden hier in Kraft gesetzt, aber keines durchgeführt. Noch zuvor trug sich der Kaiser Maximilian ernstlich mit dem Gedanken, selber Papst und Kaiser in einer Person zu werden. Als aber dann der Papst nicht zur rechten Zeit sterben wollte, beschloß er, nur als Kaiser weiterzuträumen.

Endlich kam der letzte Renaissancepapst als *Leo X.* an die Reihe (1513—1521). Der lebensfrohe Medizäer erkannte die Not und die Sorgen der Christenheit keineswegs. Die Katastrophe war fällig, ja unvermeidlich. Die Spaltung der Christenheit war das größte Unglück für das Abendland und schließlich für die ganze christliche Welt.

Das waren die religiös-sittlichen Verhältnisse, in die ein Matthäus Schiner hineingeboren wurde. Auf die Frage: «Wann soll man mit der Erziehung eines Kindes beginnen?» soll Napoleon geantwortet haben: «Hundert Jahre vor seiner Geburt!» Etwas Wahres scheint an dieser zynischen Antwort zu sein, denn zum Teil ist der Mensch ein «Produkt» seiner Umgebung, seines Landes und Volkes mit einer bestimmten vorgelebten Meinung, die zur Lebensform wird.

Gerade wir sollten heute die Renaissance gerecht beurteilen können, denn auch wir erstreben eine weltweite Umstellung und Umwertung in fast allen Formen der Kultur, Wissenschaft, Architektur und auch in den religiösen und sittlichen Anschauungen. Wenn es uns gelingt, in Europa und darüber hinaus die «unvermeidlichen» Kriege endlich abzustellen, daß wir in Sicherheit und ohne Angst leben dürfen, wenn wir das wahnsinnige Wettrüsten umleiten in Bauten für die Familien, für Bildung, Kultur und Wissenschaft, in soziale Gerechtigkeit für alle Stände und Berufe und uns bemühen, ein sittlich-sauberes Leben einzurichten, wenn es uns wirklich ernst ist mit der Versöhnung in der Christenheit, dann ist unsere «Wiedergeburt» besser und ehrenvoller als die der Versager in der humanistischen Renaissance. Gelingt uns das nicht, müssen wir sehr vorsichtig sein im überheblichen Verdammen und Verurteilen der Verantwortlichen jener Zeit, oder wir beten dann im gleichen Tempel mit dem Pharisäer: «O Gott, ich danke Dir, daß . . . ich nicht bin, wie die Menschen im 15. und 16. Jahrhundert es gewesen sind!»

## Matthäus Schiner

Es ist hier keineswegs beabsichtigt, eine neue Lebensgeschichte Schiners zu schreiben, denn der Kardinal hat in Prof. Albert Büchi einen ausgezeichneten Biographen erhalten. Er hat Schiner zum ersten Mal eine umfassende, gerechte Darstellung und Würdigung, die wissenschaftlich begründet, wahr und echt ist, gewidmet. Natürlich mußte diese Arbeit in Sprache, Darstellung und Einteilung ein rein wissenschaftliches Werk sein. Solche Bücher sind aber nicht selten für den gewöhnlichen Bürger schwer verständlich, oft zu kompliziert, weil sie der notwendige und ausführliche fachmännische Apparat ablenkt oder doch ermüdet. Aber trotzdem sind solche geschichtswissenschaftlichen Werke und Methoden die einzig richtigen und wertvollen. Aus diesen können dann die Geschichtsschreiber schöpfen und die gesicherte Wahrheit in aufgelockerter Form dem Volke mitteilen.

Matthäus Schiner wurde in der Zeit von 1465—1470 in Mühlebach-Ernen geboren. Sein Vater Peter war Bauer und Zimmermann; er war auch Kastlan von Martinach, und die Mutter war Katharina Zmitweg. Reich war die Familie nicht, aber keineswegs arm; sie galt als rechtschaffen und angesehen. Da man auch in Mühlebach nicht in je-

dem Bauernbuben einen spätern Kardinal und großen Staatsmann vermutete, hat man über seine Kinder- und Jugendjahre kein Tagebuch geführt, und so wissen wir heute sehr wenig aus dieser Zeit von Matthäus Schiner.

Eine Zeitgenössin, die Greta des Peter Spitelers, sagte in einem Verhör vom Jahre 1514 von ihm aus: er habe mit ihr zusammen oft das Vieh gehütet und sei stets ein fröhlicher Knabe gewesen.<sup>5)</sup>

Sein Onkel, Nikolaus Schiner, der zuerst Kaplan, dann Pfarrer in seiner Heimatpfarre Ernen war, entdeckte die ungewöhnlichen Fähigkeiten im jungen Matthäus. Er unterrichtete ihn mit wenig Mühe im Schreiben und Lesen, dann auch in der lateinischen Sprache. Nach einigen Jahren schickte er den gelehrigen Schüler in die Landesschule nach Sitten. Hier zog er bald die Aufmerksamkeit der Lehrer und der Notablen auf sich. Wahrscheinlich besuchte er noch andere Schulen. Die einen sagen in Zürich, die andern in Bern; aber noch das eine wie das andere ist bewiesen. Sicher dagegen ist, daß er mehrere Jahre in Como beim berühmten Humanisten Theodor Lucinus in die Schule ging. Hier war Matthäus bald der bewunderte Schüler. Man sagte von ihm, alles, was er las oder hörte, prägte er sich mit Leichtigkeit ein. Die Aeneide Virgils wie die Heroiden Ovids konnte er mit Schwung aus dem Gedächtnis deklamieren. Eine besondere Vorliebe hatte er für Boetius, den er später immer wieder zitierte. Nach dem Urteil seiner Zeitgenossen, wie Erasmus, Lupulus, Jörg uff der Flüh und anderen, beherrschte er bald die lateinische wie die italienische Sprache. Er war ein hervorragender Redner; hierin schlug er schnell alle Mitschüler, selbst die Italiener in ihrer Muttersprache. Die Rhetorik eines Cicero war ihm angeboren. Er galt hier auch als ein ausgezeichnete Theologe; ebenfalls rühmen die Zeitgenossen seine juristischen Kenntnisse. Ungefähr fünf Jahre (1485—1489) lang unterzog er sich hier einem ernsten und intensiven Studium.

Am 21. April 1489 erhielt er die Priesterweihe in Rom. Er muß damals mindestens 25 Jahre alt gewesen sein, weil im Weihedokument nichts vermerkt ist von einer Dispens. Diese hätte es aber gebraucht, wäre er jünger gewesen. Sicher ist, daß Schiner schon damals einflußreiche Gönner und Förderer hatte, die ihm eine seiner Fähigkeit entsprechende Laufbahn sichern wollten. So äußerte man Papst Innozenz VIII. den Wunsch, dem Neupriester die Pfarrstelle von Naters zu übertragen und dazu auch eine Chorherrenpfründe an der St. Leodegarstiftung in Schönenwerd; doch diese Wünsche gingen nicht in Erfüllung.

Damit konnte man behaupten, Schiner hätte seine Laufbahn als Pfründenjäger begonnen. Die Verhältnisse waren aber anfänglich ganz andere. Jeder Altar in einer Kirche oder Kapelle hatte eine eigene, gesonderte Stiftung. Das Vermögen bestand in einem kleinen Kapital oder einer Liegenschaft. Dem Inhaber dieser Pfründe gehörten die Zinse,

<sup>5)</sup> Burgerarchiv Sitten, L. 104, No. 110, S. 6.

Residenz- oder Seelsorgspflichten waren damit meistens nicht verbunden. Er mußte an dem betreffenden Altar nur jährlich eine bestimmte Anzahl Gottesdienste halten; darin konnte er sich noch vertreten lassen. Diese kleinen Pfründen hatten damals in etwa den Sinn und Zweck wie das heutige Stipendienwesen. Sie sollten begabten Knaben das Studium ermöglichen und die Weiterbildung fördern, dann auch Herren in hoher Stellung die standesgemäßen Einkommen verschaffen. So finden wir auch im Wallis nicht wenige Fälle, daß acht-, zehn- und fünfzehnjährige Knaben Inhaber solcher Pfründen waren. Aber mit der Zeit wurde diese Einrichtung mißbraucht und dem nützlichen Zweck entfremdet, weil sie nur mehr der Titelsucht, dem Ehrgeiz und der Habsucht diene. Die Inhaber wurden schließlich nur mehr — mit Recht — als Pfründenjäger verspottet und verlacht. Vielleicht redet man in hundert Jahren auch einmal von einer Stipendienjägeri.

Schiner kam von Rom nach Ernen zurück und übernahm hier die Kaplanei. Der Geschichtsschreiber Paul Jovius bezeugt uns, daß der junge Kaplan unentwegt an seiner Weiterbildung arbeitete, sehr einfach und zurückgezogen lebte und sich als Asket Opfer und Bußwerke auferlegte.<sup>6)</sup> Von seinem klugen Urteil und seinen ungewöhnlichen Predigten redete man bald in der ganzen Umgebung. So wünschte auch sein Bischof Jost von Silenen in Sitten, mit diesem gelehrten Priester zu sprechen, und er ritt von Sitten nach Ernen und besuchte den Kaplan in seiner Wohnung. Hier war er erstaunt über seine reichhaltige Bibliothek, und als der Bischof ihn predigen hörte in der Kirche zu Ernen, bewunderte er dessen Klugheit und Bildung und war sehr ungehalten, daß man ihn nicht schon früher auf diesen gelehrten Kaplan aufmerksam gemacht hatte, und versprach ihm, bald an ihn zu denken. Doch die politischen Verhältnisse im Wallis trennten schon bald den Bischof von Sitten und den Kaplan von Ernen, und der Pfarronkel Nikolaus Schiner dachte noch sehr oft an seinen Vorgänger Jost von Silenen, gewesener Bischof von Sitten.

Der Kaplan Matthäus Schiner fand in Ernen bald einen zweiten Lehrmeister in Jörg uff der Flue (lateinisch = Supersaxo). Er war der natürliche Sohn von Walter Supersaxo von Ernen, der als Fürst einer der bedeutendsten Bischöfe (1457—1482) des Wallis war. Als Staatsmann ist Supersaxo unter die ersten im Wallis zu zählen. Er war ein geborener Herrscher und paßte ausgezeichnet in die stürmische Renaissancezeit hinein. Als Fürst liebte er Pracht, Kunst, Baudenkmäler und Literatur, aber nicht allzusehr strenge Lebensführung. Johann von Mülller nennt ihn: «Im Krieg wie im Frieden ein kluger und fester Mann.» Supersaxo versuchte, die alten Herrscherrechte der Fürstbischöfe im Wallis wiederum ungeschmälert zurückzuerobern. Das gelang ihm nicht. Sein großes Verdienst lag auf außenpolitischem Gebiet. In seiner weit-sichtigen Politik wies er zuerst die Waldstätte in ihre Schranken zu-

<sup>6)</sup> Jovii Paul, *Historiarum sui temporis tomus primus* Basileae 1567. S. 59. Büchi I. 22 ff.

rück, weil diese bestrebt war, nur zu ihrem Vorteil das Wallis gegen Mailand und gegen Bern einzuspannen.<sup>7)</sup> Enge Freundschaft pflegte er mit Bern und beendete mit dessen Hilfe siegreich den jahrhundertlangen Kampf gegen Savoyen am 13. November 1475 auf der Planta in Sitten. Mit der endgültigen Eroberung des Unterwallis hatte Supersaxo für immer aus dem Wallis eine Einheit geschaffen.

Jörg Supersaxo hatte vom Vater ein ausgesprochenes politisches Talent, Mut und Entschlossenheit geerbt, den Rest dazu gab ihm eine wetterwendische, stürmische Politik jener Zeit in Europa und im Wallis.

Das Wallis, halb Grafschaft, halb Republik, im Besitze der wichtigsten Pässe nach Süden, brauchte jetzt unbedingt gute politische Köpfe, um seine Unabhängigkeit zu retten. In Europa stritten sich der Kaiser und der französische König um die Vormachtstellung. Die Franzosen wollten das Kaisertum ablösen. In diesen Machtkampf wurde das Paßland Wallis sehr stark hineingezogen. Der Eidgenossenschaft fehlte eine geschlossene Außenpolitik, eine politische Führung. Sie schickte ihre Soldaten bald dem Kaiser und Papst, dann wieder den Franzosen und schließlich beiden zu, und verlor in diesem ziellosen Wirrwar endlich die militärische Großmachtstellung, die sie einmal in Europa hatte. Für das Wallis ging es in dieser europäischen Auseinandersetzung nicht um die Freundschaft dieser oder jener Fürsten, nicht um die überaus reichlich fließenden Pensionen und Bestechungsgelder, auch nicht um den Sold der Söldner. Diese Ziele steckten sich nur die Hauptleute, die Bandenführer und die kleinen Größen in den 7 Zenden des Wallis. Ganz klein war die Zahl der Männer, die damals im Rhonetal über den Augenblick weiter hinaus zu sehen vermochten und darum eine bessere und bleibendere Politik machten. Sie wurden damals von den Nutznießern der Straße und vom verhetzten Volk nicht verstanden und hatten nach innen und außen einen harten und undankbaren Kampf zu führen. Frankreich wollte mit allen Mitteln die Oberherrschaft über Italien gewinnen; damit wäre das Wallis von drei Seiten her von einer Großmacht umschlossen worden, und für Frankreich hätte sich recht bald die politisch-militärische Notwendigkeit ergeben, das Wallis der Pässe wegen zum Vasallenstaat zu erniedrigen oder gar mit der Zeit als Provinz anzuschließen. Wer am Ende des 15. Jahrhunderts diese Gefahr für das Wallis zuerst im ganzen Umfang begriffen hatte und sich rücksichtslos dagegen einsetzte, war kein anderer als Jörg uff der Flüe (Supersaxo), und auf diesen politischen Weg führte er seinen gelehrigen Schüler Matthäus Schiner. Jörg war in den ersten 50 Jahren seines Lebens keineswegs ein gemeiner Volksverführer und Rebell gewesen, das war er erst geworden durch die großen Enttäuschungen von seiten des Kaisers, des Papstes und des Herzogs von Mailand, für die er sich eingesetzt hatte gegen die Franzosen, um dem Wallis die Unabhängigkeit zu erhalten. Die unentschlossene Haltung und schließlich die De-

<sup>7)</sup> BWG. 1966, Arnold P.: Bündnisse und Verträge des Wallis mit den Eidgenossen, S. 24 ff.

mütigungen von jener Seite her und die Verlockungen, Lobpreisungen, die außergewöhnlichen Pensionen, Geschenke und Schmiergelder der Franzosen hatten seinen Charakter gebrochen, wie so manchem Eidgenossen in jener Zeit. Der einstige politische Schüler Matthäus Schiner hatte von seinen Freunden, von Fürsten, Königen und den Päpsten große Enttäuschungen hinnehmen müssen wie sein einstiger Meister Jörg, und die Angebote der Franzosen waren noch viel verlockender gewesen; wäre er schwach geworden wie sein Lehrmeister, dann hätte er als französisch gesinnter Fürstbischof in Ehren und Reichtum in Sitten oder in Frankreich leben können. Er zog es vor, arm als Verbannter im Exil zu sterben, um die Franzosen von den Walliser Grenzen fernzuhalten und dem Lande die Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten.

Die Geschichte hat Jahrhunderte lang im Wallis der Politik Schiners recht gegeben. Die freie Alpenrepublik am Rhodan konnte ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit nur solange erhalten, als sie im Norden und im Osten als Nachbarn die stammverwandten und verbündeten Eidgenossen wußte und im Süden und Westen die Grenzen teilte mit den zwei Herzogtümern Mailand und Savoyen, denen es ebenbürtig war im Krieg wie im Frieden. Im 17. Jahrhundert nahm der große Stockalper die Politik Schiners wieder in sein politisches Programm, um zu verhindern, daß die Franzosen in Mailand sesshaft würden. Erst Napoleon wurde Herrscher in Oberitalien und schloß das Wallis an Frankreich an.

Gehen wir noch einmal zurück an den Anfang, wo die zweite Ausbildung Schiners begann, also in die politische Schule Jörgs uff der Flüe in Ernen. Der junge Kaplan studierte das Walliser Recht und erhielt das Notariatsdiplom. Jörg ernannte ihn zu seinem persönlichen Sekretär, und in seinem Nebenamt bekam er bald sehr viel zu tun. Der Meister war großzügig im Planen, denn mit der damaligen Landespolitik war er in keiner Weise einverstanden, und das mit vollem Recht. Der Nachfolger als Fürst und Bischof in Sitten vom großen Walter Supersaxo betrieb keine Politik für das Wallis, sondern diente zuerst und vor allem fremden, ausländischen Interessen. Das war Jost von Silenen.

Er war als Propst von Beromünster in die Öffentlichkeit getreten und stammte aus einer angesehenen Familie der Urschweiz. Aus machtpolitischen Gründen brachte ihn der französische König auf den Bischofsstuhl in Grenoble, und durch eidgenössische Empfehlungen unterstützt, beförderte der Franzose im Jahre 1482 Jost von Silenen zum Bischof in Sitten und Landesfürsten des Wallis. In dieser unehrenhaften Machenschaft ist die Ursache und der Beginn des unheilvollsten Kapitels der Walliser Geschichte zu suchen. Den französischen König kümmerte es wenig, daß er einen unwürdigen Bischof in die Kathedrale von Sitten hineingestoßen hatte; er wußte nur, daß er einen rücksichtslosen und ehrgeizigen Fürsten und Herrscher auf den Walliser Pässen nach Mailand ernannt hatte, der noch immer den Titel eines deutschen Für-



sten trug und der zuverlässigste Vasall von Frankreich war. Um ihn zu jeder Zeit und für jeden Zweck fest an der Leine zu halten, versuchte der Franzose in Rom durchzusetzen, daß Jost von Silenen zugleich noch Bischof von Grenoble bleiben könne. Wenigstens das verweigerte Rom. Die Mailänder wußten auch um die Wichtigkeit der Walliser Pässe. In den letzten zwei Jahrhunderten hatten sie zusammen mit den Wallisern die Simplonstrasse ausgebaut und hier einen internationalen Güterverkehr organisiert.<sup>8)</sup> Sollte er aber einmal in feindliche Hand fallen, würde das Herzogtum Mailand bedroht. Darum versuchten die Grafen Johann und Vitalian von Arona schon zu Lebzeiten des Fürstbischofs Walter Supersaxo, einen Italiener, nämlich ihren Vetter, den Abt von Arona, für den Bischofssitz in Sitten in Bereitschaft zu halten, aber die Kreatur des Franzosen hatte bei der Wahl gewonnen. Die Walliser wurden aber immer mehr bewußt, daß ihr Fürstbischof zur Schachfigur fremder Fürsten geworden, deren Ziele sich nicht mit dem Wohl des Landes deckten. So nahm der Landrat die Kandidatur von Jost von Silenen erst nach Unterzeichnung einer Wahlkapitulation an, in der die weltlichen Rechte des Bischofs stark eingeschränkt wurden.<sup>9)</sup> Wahlkapitulationen wurden nach der Wahl sehr oft übergangen und gebrochen; aber auch dagegen hatte das Walliser Volk im Jahre 1415 ein wirksames Mittel gefunden, nämlich die Mazze. Das war das Zeichen der Volkserhebung gegen den Fürsten und gegen Demagogen, die ihre Macht mißbrauchten. Die Mazze, zuerst eine Fahne, dann eine Holzkeule mit einer eingekerbten Gesichtsfratze, hatte immer Erfolg.

Kaum 2 Jahre nach der Erhebung zum Bischof von Sitten hatte Jost von Silenen unbelehrbar und leichtsinnig einen Krieg gegen Mailand vom Zaune gebrochen, auch gegen die Ermahnungen der eidgenössischen Tagsatzung, aber mit Unterstützung der Waldstätte, besonders «seiner» Luzerner. Eine Prügelei und einige Morde an der Landesgrenze bei Gondo lieferten den Kriegsvorwand; daraus entstand der zehnjährige Eschentaler Krieg (1484—1494), in dem Albin Jost, der Bruder des Bischofs, die Walliser am 28. April bei Crevola in die größte Niederlage ihrer Geschichte führte. In einem neuen Feldzug des Jahres 1494 erfochten die Walliser in der Gondoschlucht zwar einen überraschenden Sieg, aber über die Grenze hinaus, auf mailändisches Gebiet, brachte sie der Fürstbischof nie mehr. Sie schlossen am 9. Januar 1495 mit Mailand einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden. Bei den Vorverhandlungen war schon nicht mehr der Bischof der Vertreter der Walliser, sondern seine Gegenpartei unter Führung von Jörg uff der Flüe, der von Anfang an gegen diesen unsinnigen Krieg war; er stand zuerst im geheimen, dann offen auf der Seite des Herzogs von Mailand. Zum ersten Mal treffen wir Matthäus Schiner in Januar 1492 als Sekretär Jörgs in Mailand, wo er versuchte, einen schnellen Frieden zu vermitteln. Im folgenden Jahre verhandelte er mit dem herzoglichen Kommis-

<sup>8)</sup> Arnold P.: Der Simplon. 1948.

<sup>9)</sup> Ehrenzeller: Die Feldzüge der Walliser und Eidgenossen ins Eschental und der Wallishandel: 1484—1494.



Der Bischof Nikolaus Schiner übergibt das Evangelienbuch als Symbol der bischöflichen Macht  
an seinen Neffen Matthäus unter Akklamation von seiten der Walliser

sar in Domodossola, und im Sommer desselben Jahrens reiste Schiner zu Verhandlungen nach Rom; in welcher Angelegenheit ist nicht ersichtlich — aber immerhin geschah es im Auftrage seines Lehrmeisters Jörg uff der Flüe. Um diese Zeit wurde Matthäus Schiner Vizepfarrer in Ernen und der Pfarronkel Nikolaus Domherr in Sitten, aber mit Residenz in Ernen. Nach dem kläglichen Ausgang des Eschentaler Krieges war die Stellung des Bischofs derart erschüttert, daß die Empfehlungen der Waldstätte und die Gunst des französischen Königs wenig mehr ausrichten konnten. Der Landrat benützte die günstige Gelegenheit, um die Rechte des Fürsten wiederum zu beschneiden, indem er von sich aus im Friedensvertrag endgültig auf alle Eroberungen, Besitzungen und Rechte im mailändischen Gebiete auf immer verzichtete. Dafür erhielten von Mailand die Landschaft Wallis jährlich eine Pension von 1000 Dukaten, Jörg uff der Flüe 500, und sogar dem Bischof wurden für die Sinnesänderung 500 Dukaten zugesprochen. Als Anfänger ging hier Schiner noch leer aus, aber sein Ansehen hatte im Wallis wie in Mailand schon einen festen Hintergrund erhalten.

Doch bald bekam er grössere Aufträge und handelte selbständig, aber immer noch unter dem Schutze Jörgs. Das Paßland Wallis wurde wiederum vermehrt in das europäische Geschehen hineingezogen. Die zerfahrene Regierung in Rom und die ohnmächtige Haltung des Kaisers nützte der französische König Karl VIII. aus und zog im Frühjahr 1494 mit einem mächtigen Heer über die Alpen nach Italien, um seine Vorherrschaft in Europa zu beweisen. Unerwartet führte er sehr schnell seinen Siegeszug bis nach Neapel hinunter. In dieser Bedrängnis schlossen der Papst, der Kaiser, der Herzog von Mailand und der Doge von Venedig ein Bündnis gegen die französische Übermacht. Nun setzte wiederum ein ungewöhnlich starkes Werben um die Besitzer der Walliser Pässe ein. Der Herzog von Mailand traute dem Bischof Jost von Silenen trotz des Friedensvertrages nicht und wandte sich an Jörg uff der Flüe. Er übergab ihm am 14. Juni 1495 eine Summe von 2500 Dukaten, um die Walliser für Mailand zu gewinnen, und die Dukaten hatten Erfolg. Zudem gewährte der Herzog den Wallisern große Zollprivilegien; damit gewann er besonders die oberen Zenden vollständig. Der Kaiser Maximilian schickte den Ritter Jörg von Ebenstein ins Wallis; ihm überreichte der mailändische Kommissär Traversa eine größere Summe Dukaten, um Söldner zu werben. In wenigen Tagen verpflichteten sich 3000 Walliser und Schweizer, gegen die Franzosen nach Italien zu ziehen. Aber auch die französischen Werber blieben nicht untätig. Darum schickte der Herzog von Mailand einen Agenten nach dem andern ins Wallis. Einer davon, Crivelli, blieb 2 Monate lang in Brig in der Nähe von Jörg uff der Flüe. Am 26. August trat der Landrat zusammen, um die Außenpolitik zu besprechen. Er ließ sich von Jörg beraten, und die Stimmung für Mailand im Saale grenzte fast an Begeisterung. Da wurde mitten in der Nachtsitzung eine Botschaft des französischen Königs in den Saal getragen. Diese wurde sofort geöffnet und bekanntgegeben, und ein ziemlich starker Westwind drehte sich

wiederum gegen Mailand. Morgens um 2 Uhr ritt Jörg im Galopp zu Crivelli und weckte ihn aus dem Schlaf mit dem Ruf: «Die Sache geht schlecht!» und gab ihm den teuren Rat, sofort im Landrat «publicamente» 200 Gulden auszuteilen. Und siehe, der kältere «Grimmsler» blies den Westwind zum Fenster hinaus. Jetzt kam in aller Eile der Beschluß zustande, der jedem Walliser unter Strafe verbot, in französischen Dienst zu treten, und den Eidgenossen wurden die Walliser Pässe für Frankreich geschlossen. Aber der Beschluß blieb ohne Wirkung. Der französische Kronensack war halt doch schwerer, und der Bischof trat wiederum offen gegen Mailand und für Frankreich auf. In Niedergesteln stand eine Kompanie von 150 Mann für Mailand marschbereit. Diese ließ Jost von Silenen überfallen. Ein Teil davon wurde niedergemacht, andere flüchteten in die Täler, nur 20 Mann kamen in Domo an. Das war auch für ein Jörg uff der Flüe zu viel, und er gab den Rat, an den Papst zu gelangen, um gegen den Bischof die geistlichen Mittel anzuwenden. Papst Alexander VI. ließ dem Fürstbischof eine Bulle überbringen, worin er ihn ermahnte, vom falschen Wege abzulassen, ansonst ihn die strengsten Kirchenstrafen treffen müßten. Der Bischof antwortete dem Gesandten: «Ich gebe um Papsts Bullen keinen Heller» und beschimpfte den Papst in gemeinen, vulgären Ausdrücken. Dann wies er dem Boten die Türe mit den Worten: «Geht, denn ich bin mächtiger als der Papst.»<sup>10)</sup>

In dieser Überheblichkeit und sehr stark aufgehetzt durch die Waldstätte, leistete sich der Bischof ein Meisterstück, das seine ganze Persönlichkeit und sein blindes Vertrauen auf den französischen König charakterisiert. Gegen den Willen des Landrates ließ er durch seinen Bruder Ritter Albin in den untern Zenden und im Untertanenland 3000 Mann rekrutieren. Mit französischem Geld und Waffen gut ausgerüstet, führte der Bischof persönlich diese 3000 Mann über den Großen St. Bernhard ins Lager des Franzosenkönigs nach Vercelli. Hier kamen gegen 20 000 Eidgenossen zusammen. Jost fühlte sich nun auf dem Höhepunkt seines Lebens, aber wußte nicht, daß es ohne Inhalt und Würde gewesen, ohne Charakter und ohne bleibende Werte. Eines wollte er nicht einsehen; daß sein jäher Sturz unvermeidlich war. Die Söldner in Vercelli erwarteten nun Ruhm, Sold und Beute. Doch nach wenigen Tagen, am 9. Oktober, wurde Friede geschlossen zwischen der Liga und dem König von Frankreich. Den Soldaten blieb nur mehr die ruhmlose Heimkehr übrig; sie wurden in der Heimat verspottet und verlacht. Albin Jost, der Ritter ohne Land, dem sein bischöflicher Bruder einst im Eschentaler Krieg gerne eine Provinz übergeben hätte, starb am 15. Oktober auf dem Rückzug in Ivrea. Das war ein schwerer Schlag für Jost von Silenen. Dieser wollte nun am 16. Februar durch überraschenden Zugriff den gefährlichen Jörg unschädlich machen und ließ sein Haus in Sitten umstellen. Als die Häscher gewaltsam in die Zimmer eindrangen, war Jörg schon auf dem Weg nach Brig. Am folgenden Tag

<sup>10)</sup> Ehrenzeller: Der Sturz Jost von Silenen und der Prozeß in der Curia. Jahrbuch für Schweiz. Geschichte, Bd. 38. 1913. S. 70 ff.

ließ der Landesfürst Jörg uff der Flüe im ganzen Lande als geächtet und vogelfrei erklären, aber trotzdem fand er in der Wohnung von Matthäus Schiner in Ernen ein sicheres Versteck. Seit dem Eschentaler Krieg tritt der Vizepfarrer in Ernen kaum in den Akten hervor, aber jetzt war auch seine Zeit gekommen. Am 1. März schloß Bern mit Mailand ein Bündnis ab. Das war das Werk von Jörg und seines Sekretärs. Nun erlangte die mailändische Partei im Wallis schlagartig die Führung. Jörg schickte Schiner zu weiteren Verhandlungen nach Mailand, aber er kehrte sehr bald zurück, denn er wußte, jetzt mußte im Wallis etwas Entscheidendes passieren. Zuerst erklärte sich Goms öffentlich solidarisch mit Jörg und bald nachher in einer Versammlung in Brig auch alle oberen Zenden. Jetzt erst erkannte Jost von Silenen seine Not; er berief eine Gesandtschaft der Waldstätte als Vermittler ins Wallis und verlangte, daß der Handel vor das eidgenössische Gericht getragen werde.

Das war das Zeichen zum Aufbruch seiner Gegner. Mit vollem Einverständnis des Herzogs von Mailand entfesselte Jörg das Volksgericht der Mazze gegen den Fürstbischof. In den ersten Apriltagen brach die Lawine in Ernen los und wurde immer stärker. Mit den Zuzügern aus dem Berner Oberland und den Unterwaldnern kamen 2400 Mann in Sitten an. An der Spitze ritt Jörg uff der Flüe und an seiner Seite der Domherr Nikolaus und sein Neffe Matthäus Schiner. Am 18. April fällte das Volksgericht den Entscheid: Jost mußte auf das Bistum verzichten und das Land sofort für immer verlassen. Am 19. April verließ Jost von Silenen das Land und begab sich an den Hof des französischen Königs.

Die eidgenössischen Gesandten gaben es bald auf, die Verteidigung Josts in Sitten zu übernehmen; seine politischen Irrungen kannten sie, und jetzt vernahmen sie auch noch aus sicherer Quelle die moralische und rechtliche Auffassung dieses Fürsten im Lande Wallis.<sup>11)</sup>

Nach einem solchen Mißgeschick mit einem auswärtigen Landesfürsten benutzte am 19. April der allgemeine Landtag die Gelegenheit, um die Rechte eines Landesfürsten nochmals zu beschneiden.<sup>12)</sup>

Um fremde Einmischung zu vermeiden, sollte sofort ein neuer Fürstbischof ernannt werden. In rastloser Arbeit sorgte Jörg für den richtigen Gang der Dinge. Sein zukünftiger Mann war zweifellos Matthäus Schiner, aber für jetzt schien er ihm doch etwas zu jung. Und vor allem brauchte er seine Weltgewandtheit, die Sprachenkenntnis, die diplomatischen Fähigkeiten und seine hinreißende Beredtsamkeit; darum sollte vorerst der alte Onkel Nikolaus die Würde tragen und Matthäus die Arbeit tun; denn das war einem Jörg nicht entgangen, daß der gewaltsame Sturz von Jost von Silenen und die schnelle Volkswahl des neuen Fürstbischofs mit den kirchlichen und weltlichen Gesetzen

<sup>11)</sup> l. c. S. 97 ff.

<sup>12)</sup> A. Heusler: Rechtsquellen des Wallis. Zeitschrift für Schweizer Recht. XXIX. S. 269. Beilage No. 21.

nicht ganz im Einklang standen und daß in Rom ein hartnäckiger Prozeß zu erwarten war, und da wollte er Matthäus Schiner als Anwalt und nicht als Angeklagten wissen. Am 20. April wurde Nikolaus Schiner durch den Landrat zum Fürstbischof gewählt. Es begann gleich ein langer Prozeß in Rom. Auf der Seite des abgesetzten Jost von Silenen standen der König Karl VIII. von Frankreich, der Herzog von Savoyen und die Eidgenossen, mit Ausnahme von Bern; für Nikolaus setzten sich ein: der Kaiser, der Herzog von Mailand, der König von Neapel, die Venetianer und Jörg uff der Flüe mit dem allergrößten Teil der Walliser. Den fremden Fürsten ging es in Wahrheit keinem um die Personen Jost oder Nikolaus, sondern einzig und allein um die Schlüssel zu den Walliser Pässen nach Süden. Mit Bestürzung vernahm der König von Frankreich die Vorgänge im Wallis, denn er plante gerade jetzt einen zweiten Kriegszug nach Italien, und dabei konnten die Walliser Pässe ihm von großem Nutzen sein. Die Eidgenossen schickten Empfehlungsschreiben nach Rom zugunsten von Jost von Silenen und ratifizierten das Bündnis mit dem König von Frankreich.<sup>13)</sup> Jost selber hielt nicht viel von Prozessen und wollte sich selber mit Waffengewalt in seine Rechte in Sitten wiederum einsetzen. Er verhandelte darüber mit Savoyen; von hier aus plante er, mit Hilfe Frankreichs ins Wallis einzubrechen. In hochverräterischer Weise versprach er den Savoyarden die Zurückgabe des Unterwallis, wenn er wiederum Fürstbischof in Sitten wäre. Soweit wollten die Eidgenossen denn doch nicht helfen und rieten von diesem Abenteuer ab.<sup>14)</sup>

Auf der andern Seite schickte der Kaiser Maximilian Briefe an Papst Alexander VI. und verlangte die Absetzung Josts, dieses «Feindes der hl. Liga und der ganzen Christenheit».<sup>15)</sup> Der Landrat sandte Matthäus Schiner und Peter Paul de Madiis nach Rom, um im Prozeß die Interessen des Wallis gegen Jost von Silenen zu vertreten. Der Herzog von Mailand, zusammen mit Jörg uff der Flüe, war der Eifrigste von allen, um den Prozeß in Rom zu beschleunigen und zum guten Ende zu führen. Jörg klagte am 3. Juni 1497 in einem Brief an den Herzog über die Verzögerungen des Römer Prozesses: bis jetzt hätte er 6000 Dukaten für ihre Sache in Rom geopfert; wenn das nicht bald zu Ende gehe, komme er noch ins Armenhaus.<sup>16)</sup> Doch Jörg mußte nicht ins Armenhaus; das verhinderten die reichlichen Geldquellen des Herzogs, und nach 3 Monaten, am 30. August, wurde das Urteil in Rom gefällt. Jost von Silenen wurde abgesetzt und die Wahl von Nikolaus Schiner bestätigt. Neben dem Römer Prozeß lief noch ein zweiter in der Eidgenossenschaft. Die zwei Söhne Albins von Silenen verlangten die Herausgabe des beschlagnahmten Vermögens ihres Onkels Jost im Wallis. Auch dieses Urteil lautete am ganzen ungünstig für die Silenen.

<sup>13)</sup> E. A. III. 1, S. 736—639 und Staatsarchiv Luzern Missiven.

<sup>14)</sup> Ehrenzeller: I. c. S. 104.

<sup>15)</sup> Büchi A.: Urkunden und Akte I. No. 69.

<sup>16)</sup> Staatsarchiv Mailand: Svizzeri 1497, Ehrenzeller: Sturz Jost von Silenen, S. 107.

Besonders Bern war für das Wallis hier eingestanden, und es erneuerte mit ihm das Bündnis vom Jahre 1475 und nahm den Bischof Nikolaus Schiner ins Bürgerrecht auf.<sup>17)</sup>

Endlich, am 11. März 1498, wurde Nikolaus Schiner in der St. Juliskirche auf der Insel Orta in Oberitalien zum Bischof geweiht. Doch ganz ohne Hindernisse kam auch das nicht zustande, denn einige Gemeinden und Räte im Wallis wünschten nicht einen Schiner als Bischof, sondern den Neffen des großen Fürstbischofs Walter Supersaxo, nämlich Nikolaus uff der Flüe.

Darüber schrieb später Jörg an die Eidgenossen: Als nachmalen das Bistum Sitten ledig wurde und viele Räte und Gemeinden einer Landschaft (Wallis) mich anhielten, mich für die Erwählung des Nikolaus uff der Flüe zum Bischof zu verwenden, da habe ich solches abgeschlagen und mein Mögliches getan, Nikolaus Schiner zur bischöflichen Würde zu befördern. Da dieser in Zwietracht stund mit Jost von Silenen, «so ist durch mich gehandelt worden», daß der Papst Alexander, der Kaiser, der König von Neapel, der Herzog Ludwig von Mailand und die Venetianer durch ihre Botschaften denselben Nikolaus «haben vermögen auf das Bistum zu verstetten und zu befestigen». Ich habe in dieser Sache mehr Geld ausgegeben, als je in eigener Angelegenheit.<sup>18)</sup> Jörg war auch besorgt, daß Matthäus Schiner mit seinem bischöflichen Onkel auf der Leiter nach oben Schritt halten konnte. So wurde Matthäus Pfarrer von Ernen, dann Domherr und schließlich Domdekan auf Valeria. Es fehlte also nur mehr eine Kleinigkeit und Jörg hatte seinen Freund am Platze, wo er hingehörte. Und das geschah viel früher und leichter, als man je zu hoffen wagte. Drei Möglichkeiten stehen in solchen Träumen zur Verfügung: 1. rechtzeitiger Tod, 2. Absetzung und 3. freiwillige Abdankung. Doch der Tod versagte hier, die Absetzung kam nicht in Frage, weil Nikolaus nichts getan hatte und nur den einzigen Wunsch hatte, mit allen in geruhsamen Frieden zu leben, und der Abdankung stand die Wahlkapitulation gegenüber, worin er sich verpflichtet hatte, nicht ohne das Einverständnis des Kapitels und des Landrates jemals auf das Bistum zu verzichten. Doch allzu streng nahm man damals die Verpflichtungen der Wahlkapitulationen nicht mehr. In diesem bangen Warten kam ihnen Jost von Silenen zu Hilfe und brachte eine überaus schnelle Lösung. Durch den König von Frankreich ermutigt, versuchte Jost, durch einen Gewaltsstreich nach Sitten zurückzukehren. Am 11. Mai 1498 gelang es seinen Verwandten und Parteigängern in Visp, eine bewaffnete Schar zusammenzutreiben und einen Volksaufstand zu erzwingen. Mit Hilfe der Berner vermochte Jörg, Meister in solchen Dingen, die Rebellion in 11 Tagen ohne Blutvergießen zu ersticken. Dieses war die letzte Spur der unseligen Tätigkeit der Silenen im Wallis; ihr tragisches Gastspiel war für immer vorbei. Der bescheidene Nikolaus Schiner wollte in diesem Volksaufstand nicht

<sup>17)</sup> I. c. S. 110.

<sup>18)</sup> Imesch: Landratsabscheide I. Bd. No. 104, S. 652.



als Fürst und Held auftreten; er floh in aller Verborgenheit von Sitten in sein altes Pfarrhaus nach Ernen zurück. Er äußerte den Wunsch, den fähigen und energischen Neffen Matthäus zu seinem Koadjutor zu ernennen. Das war Jörgs Gedanke. Nikolaus mochte sich das so vorstellen, Matthäus sollte mehr als «Graf und Präfekt» des Wallis auftreten, und er selber wollte einfach Bischof von Sitten sein. Denn das war eindeutig klar, die internationale Politik kümmerte sich nicht im geringsten um den Bischof von Sitten, aber sehr stark um den Grafen und Präfekten des Wallis, der zum großen Teil bestimmte, wem das offene Tor im Westen und die gut gangbaren Paßstraßen nach Süden geöffnet wurden.

Als aber am 16. März 1499 der französische König mit den Eidgenossen das Bündnis erneuerte und immer wieder Spione und Boten ins Wallis schickte, um das Volk gegen Nikolaus aufzuhetzen und das Wallis in das französische Bündnis hinüberzuziehen, da wollte er auch nicht mehr Bischof sein und wünschte zugunsten seines Neffen abzudanken. Er sandte Matthäus Schiner und zwei Begleiter mit diesem Auftrag Ende April 1499 nach Rom. Der Herzog von Mailand gab ihnen Empfehlungsschreiben an seinen Bruder, den Kardinal Ascanio, auf die Reise, Jörg das Geld und der Bischof den Segen. Jörg bemühte sich sofort um die Zustimmung der Berner; die nahmen die Kunde mit Begeisterung auf. Am 26. Mai 1499 schrieb Jörg an den Herzog von Mailand über die glückliche Wendung im Wallis. Er schildert zuerst die großen Eigenschaften eines Matthäus Schiner und sagt auch, Nikolaus sei als Bischof eben unfähig gewesen, in solchen stürmischen Zeiten die Walliser gut zu führen und im Zaume zu halten. Er faßt zusammen mit den Worten: «Opus erit, ut, qualis polulus, talis sacerdos existat», d. h., der Bischof muß zum Volke passen.<sup>19)</sup>

Nun begann sofort wiederum das alte politische Spiel. Jörg und sein Anhang im Wallis, der Herzog in Mailand und der Kaiser drängten in Rom auf die sofortige Einsetzung von Matthäus Schiner als Bischof in Sitten. Der Franzosenkönig, unterstützt von den Eidgenossen — besonders von Luzern —, stellte einen eigenen Kandidaten auf in der Person von Domherrn Peter von Hertenstein, einen Neffen von Jost von Silenen. Jörgs Politik bestand nie in der Kunst des Wartens, sondern nur in den schnellen Entscheidungen. Er setzte von Hertenstein unter Druck und machte ihm klar, daß er nicht gewählt und nie vom Volke im Wallis anerkannt würde. Unter Zusicherung einer Abfindung an Geld und Ämtern trat der Luzerner zurück. Im August 1499 zögerte der unschlüssige Papst Alexander VI. immer noch mit der Ernennung Schiners, denn er fürchtete die Drohungen der Franzosen, aber die Luzerner gaben ihren Kandidaten auf und versuchten, das dem König beizubringen. Durch einen Schiedsspruch vom 15. September 1499 kam eine Lösung zustande. Der König soll sich mit Bischof Nikolaus versöhnen, der wird von Hertenstein mit Trostpreisen

<sup>19)</sup> St. A. Mailand: Svizzeri e Grigioni. Büchi-Akten I. No. 26.

zufriedenstellen, so etwa mit dem Priorat in Martinach, mit einem Kanonikat oder ähnlichen Benefizien. Fünf Tage später (20. September 1499) wurde im Konsistorium in Rom Matthäus Schiner zum Bischof von Sitten ernannt. Die Ernennungsbulle begründet die Erhebung des Kandidaten mit seiner Bildung und seinem Wissen, seinem sittsamen und ehrbaren Lebenswandel, seinem Eifer in den geistlichen Aufgaben und der Klugheit in weltlichen Dingen. Das alles ließ man durch das Zeugnis glaubwürdiger Männer bestätigen. Am 13. Oktober wurde Schiner in der deutschen Nationalkirche der Anima in Rom zum Bischof geweiht. Glücklicher war der kaum 30jährige Bischof von Sitten, aber viel zufriedener war Nikolaus Schiner nach seiner Abdankung. Er zog sich als Domdekan auf Valeria zurück und ließ wenig mehr von sich hören. Nach der Überlieferung<sup>20)</sup> soll er sehr oft in einem kleinen Saale auf Valeria sich vergnügt beschäftigt haben. Auf einem großen Tisch war eine Europakarte ausgebreitet, daneben warteten eine Anzahl Wachfiguren in bunten Gewändern. Diese stellten die bekannten Geschichtemacher jener Zeit dar. Je nach den einlaufenden Nachrichten schob er diese Gestalten nach vorwärts oder rückwärts. Bei ganz großen Erfolgen bekam die betreffende Figur eine farbige Feder in den Wackskopf gestochen. War die Niederlage selbst verschuldet, wurde der Unnutz mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt und bekam ein schwarzes Minuszeichen auf den Rücken; beim Tode wurde er in die Schublade begraben. Am meisten zu tun hatte der Onkel mit dem Neffen Matthäus. Er mußte ihn beständig versetzen; ein ganzes Knäuel von Fäden zog er nach sich, und die Knoten wurden immer dicker. Die zierlichste von allen Figuren war Jörg uff der Flüe, aber schon nach fünf Jahren nahm er ihm den Federbusch ab, beschwerte seinen Rücken mit einem mächtigen Kronensack, seine entstellte Fratze glotzte stur nach Westen. Nikolaus rührte ihn nicht mehr an. Der Kaiser war eine imponierende Gestalt, aber mit einem viel zu kleinen Kopf. Alexander VI. ließ er untätig sitzen auf einem Nebenweg zum St. Petersdom in Rom; sein Nachfolger Julius II. trug zuerst eine prächtige Stola, über diese legte ihm der abgedankte Bischof von Sitten bald ein grobschlächtiges Schwert, das seinen Nacken bog und seinen Blick nur mehr zur Erde freigab. Auf dem Schlachtschwert waren übrigens die Worte zu lesen: «De hoc mundo!» In der Ausstattung kam der Franzosenkönig am schlechtesten weg. Ein gallischer Hahn auf dem zerbeulten Helm schien ihn fast in die Lüfte zu heben, aber ein wütender Geier auf der Brust deckte seine irdischen Pläne auf.

Das war also eine Vision der Zeitgeschichte, die Bischof Nikolaus Schiner zugeschrieben wird. Er starb am 30. Oktober 1510 und wurde in der St. Theodulskirche in Sitten begraben. Bei seiner Wahl zum Bischof charakterisierte ihn der Chronist Diedbold Schilling mit den kurzen Worten: «nit gelert noch wältwis, aber sunst from genug».<sup>21)</sup> Aber

<sup>20)</sup> Leo Meyer, Staatsarchivar: Geschichtsvortrag im Priesterseminar Sitten 1933.

<sup>21)</sup> Büchi Albert: Kardinal Matthäus Schiner als Staatsmann und Kirchenfürst, Bd. I. S. 37.

er war «from, wältwis und gelert» genug, um zu erkennen, daß man ihn nur als Schachfigur eingesetzt hatte. Aber viele der Großen jener Zeit wußten nicht, daß sie als Wachsfiguren auf der Karte von Europa hin- und hergestoßen und geschoben wurden, daß einige schon früh ein Minuszeichen auf dem Rücken trugen und daß von ihren Werken nicht viel mehr übriggeblieben als die Wachsfigur in der Schublade auf Valeria. Ja, auch diese lösten sich bald auf.

Die ungetrübte Freude über die Ernennung zum Fürstbischof war für Matthäus Schiner sehr kurz bemessen. Seine privaten Schulden machten ihm sehr unangenehme Enttäuschungen. Der lange Aufenthalt in Rom hatte all sein Geld aufgebraucht, und ein Fürstbischof darf das natürlich nicht anmerken lassen. Er pumpte 1000 Dukaten bei einer Wucherbank; diese verlangte als Zins 10 Prozent pro Monat.<sup>22)</sup> Den ersten Brief nach seiner Wahl schrieb er an seinen väterlichen Freund Jörg. In der Einleitung kommen Freude und Dank über den Erfolg bei der glücklichen Wahl zum Worte, dann folgt die inständige Bitte, dem Onkel Nikolaus mitzuteilen, er solle ohne Zögern sofort 1400 Dukaten nach Rom entsenden. Im weitem erkundigt sich Schiner, wie das Volk seine Wahl aufgenommen hätte. Er mahnte ihn zur Vorsicht und Aufmerksamkeit, daß nicht etwa von irgendwoher gegen ihn die Mazze erhoben würde, ja, er stellte schon in Aussicht, daß er nach seiner Rückkehr diesen Unfug der Volkserhebung abzustellen gedenke. Schließlich wurden jetzt auch die Rollen vertauscht. Der ehemalige Sekretär stellte sich vor als Fürstbischof und ernannte seinen bisherigen Lehrmeister und Förderer Jörg zu seinem Sekretär auf Lebenszeit mit einer jährlichen Besoldung von 400 Gulden und verpachtete an ihn noch das Silberbergwerk im Bagnetal.<sup>23)</sup> Und weiter mußte Schiner noch wochenlang warten, aber es kamen weder Briefe noch Geld aus dem Wallis. Da sandte Schiner nochmals eine verzweifelte Botschaft an seinen mühsigen Onkel Nikolaus auf Valeria und schilderte ihm seine schreckliche Lage.<sup>24)</sup> Die Ernennungsbulle mußte er den Wucherern hinterlegen; diese drohten mit der Veröffentlichung. Ein Skandal stand bevor. Da endlich — es war gegen Weihnachten — ritt Jörg als Retter in der größten Not mit einem stattlichen Gefolge auf 17 Pferden in Rom ein.<sup>25)</sup> Ende Januar 1500 hielt Schiner als Bischof und Landesherr seinen Einzug in Sitten, wo ihm der Klerus, der Landrat und das Volk huldigten.

Es dauerte also vier Monate, bis Matthäus Schiner als Bischof und Landesherr in die Heimat zurückkehren konnte. Schuld daran war keineswegs Geldnot in Sitten. Die 1000 Dukaten hätte der «väterliche Freund» Jörg in aller Eile nach Rom getragen, aber zuvor mußte noch mit der Kurie in Rom etwas sehr Wichtiges und Entscheidendes ver-

<sup>22)</sup> Büchi A.: Akten und Urkunden. No. 39.

<sup>23)</sup> Büchi A.: Bd. I. S. 69.

<sup>24)</sup> Büchi A.: Akte und Urkunden I. No. 40, 41.

<sup>25)</sup> Imesch: Landratsabscheide I. No. 331 und 653.

handelt werden. Die Person Matthäus Schiner war als ernannter Bischof kaum bestritten, aber der Wahlmodus verstimmte im Wallis allgemein, und das mit vollem Recht. Die Wahl war zustandegekommen ohne Befragen, ohne Mittun des Kapitels, des Landrates und des Volkes. Es ist eben nicht zu übersehen, daß der Bischof damals auch weltlicher Landesherr war. Wer solche Macht ausübt, soll vom Volke den Auftrag erhalten; das war die Meinung der Patrioten im Wallis. Seit dem 13. Jahrhundert drängte das Volk immer stärker, an den Regierungsgeschäften teilzunehmen; es schmälerte die Rechte des Landesherrn bei jeder sich bietenden Gelegenheit, und im Jahre 1437 gelang es den Gemeinden zum ersten Mal, aktiv an der Wahl des Fürstbischofs Wilhelm von Raron teilzunehmen.<sup>26)</sup> Dieses Recht wollten sie sich nicht mehr entreißen lassen! Sie hatten genug unter fremden Fürsten gedient oder mußten sich Landesherrn aufzwingen lassen, die gegen die Volksrechte regierten. So kam es, daß bei der Wahl von Nikolaus Schiner «es geschah, daß ein landschaft bei dem eid verlobt hat, in die ewigkeit kein Bischof zu Sitten loben noch erwelen, er si den von allen vier enden ein Landkind».<sup>27)</sup>

Schiner kannte nur zu gut diese Strömung im Wallis, ja, er befürchtete sogar einen Volksaufstand, um gegen die einseitige Wahl in Rom zu protestieren. Darum mahnte er Jörg in dem ersten Brief von Rom aus, daß er vorsichtig und wachsam die Stimmung im Wallis verfolge, und schrieb auch schon vom «Unfug» der Mazze. Schiner wünschte nicht, daß Jörg sofort nach Rom komme, denn unter Umständen war er ihm jetzt im Wallis noch nützlicher.

Erst am 6. Dezember 1499 hatte der Landrat und das Kapitel — nach langem Zögern — diese außerordentliche Wahl ratifiziert unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß dadurch das Wahlrecht des Kapitels und des Landrates für die Zukunft in keiner Weise beeinträchtigt werde.<sup>28)</sup>

Erst jetzt waren dem Landesherrn die Pässe ins Wallis geöffnet, und Jörg konnte ihn heimholen.

### *Matthäus Schiner als Landesfürst*

Schiner war nicht auf Abwege geraten, wenn er als Bischof von Sitten große Politik machte, denn er war als Fürstbischof verpflichtet, für die Unabhängigkeit des Landes nach außen zu sorgen, den verdienstbringenden Handelsverkehr über die Pässe zu fördern und im Innern die Ruhe und Ordnung, zusammen mit dem Landeshauptmann und dem Landrat, zu garantieren. Dann war er aber auch Fürst des Römischen Reiches deutscher Nation; als solcher saß er im Deutschen Reichstag und war gehalten die Rechte und Pflichten des Reiches zu

<sup>26)</sup> Leo Meyer: BWG Bd. IV. S. 171.

<sup>27)</sup> St. A. Sitten: Landratsabscheid 1922.

<sup>28)</sup> St. A. Sitten: Bürgerarchiv Tir. 100, No. 28.

wahren. Nach dem Basler Frieden von 1499 leistete der Bischof von Sitten keine Beiträge mehr an Reichsregiment und Reichskammergericht, und unterzeichnete er auch nicht mehr die Abscheide des Reichstages, so hatte er nicht aufgehört, ein Fürst des Reiches zu sein, und wurde als solcher immer zum Reichstag eingeladen und nahm auch daran teil. Kaiser Maximilian nennt Schiner am 10. September 1513 in der Instruktion für die Boten der Eidgenössischen Tagsatzung «unser fründ von Sitten», und betont ausdrücklich, daß derselbe «ein fürst des hl. richs, ouch desselben mit sinen regalien von uns belehnt sye».<sup>29)</sup>

War der Walliser Fürstbischof irgend einer der vielen Fürsten des Reiches, machte er sich kaum bemerkbar; war er aber eine Persönlichkeit, der noch dazu in eine Kriegszeit hineingestellt war, wo die Bergpässe einen entscheidenden Ausschlag geben konnten, dann bekam auch er größere Aufträge im Reiche. Und Schiner war bestimmt ein Großer in dieser Gesellschaft.

Als Reichsfürst und Europäer war Schiners Programm, der Zersplitterung in Europa zu wehren, den Zerfall aufzuhalten und die Einheit an den zwei Stützen Kaiser und Papst wieder aufzubauen. Das war kaum mehr möglich. Der Zeitgeist war nicht mehr europäisch, sondern national geworden, und zudem war der Kaiser ohne Macht und Mittel, und die Päpste jener Zeit ließen sich betäuben von der national-italienischen Renaissance, vertauschten die Rollen, vergaßen ihre ureigensten Aufgaben und verloren immer mehr ihr Ansehen in Europa. Der stärkste Feind gegen Kaiser und Papst war der Franzose; darum kämpfte Schiner gegen diesen sein Leben lang.

Als «Graf und Präfekt im Wallis» suchte Schiner mit allen Mitteln zu verhindern, daß die Franzosen Mailand erobern konnten und damit das Wallis umzingeln und in seinem Bestand ernstlich gefährden. Eine weitere Aufgabe Schiners war die Konsolidierung des Unterwallis. Die Savoyarden wollten sich mit der Eroberung durch den Fürstbischof Walter Supersaxo im Jahre 1475 noch immer nicht abfinden. Schiner wollte das jetzige Untertanenland als drei freie Zenden an das Oberwallis anschließen. Der Unverstand des Landrates wußte das noch 300 Jahre lang zu verhindern. Solches Unrecht gereichte dem Land weder zur Ehre noch zum Vorteil.

Innenpolitisch war der neue Landesfürst fest entschlossen, dem Lande Ruhe und Ordnung zu sichern, und gab ihm auch ein neues Landrecht.<sup>30)</sup> Vor der Mazze — dem Zeichen der Volkerhebung — hatte Schiner eine fast hysterische Angst. Unter allen Umständen wollte er diesen «Unfug» ein für allemal ausrotten, aber er wußte, daß er hier auf den Widerstand des ganzen Volkes stoßen würde; darum rief er sogar die Hilfe des Papstes an. Als Schiner solange in Rom warten mußte, hatte er dem Papst die Mazze in den gräßlichsten Farben ge-

<sup>29)</sup> Imesch: Landratsabscheide I. 469.

<sup>30)</sup> Carlen Louis: Das Landrecht des Kardinals Schiner, Diss. Freiburg 1955.

schildert. In einem Breve vom 7. Januar 1500 geißelte denn auch der Papst die Mazze als scheußlichen Mißbrauch, weil man diesem hölzernen Bilde göttliche Ehren erwiesen hätte und das Volk sich zusammenrotte, um die Freiheiten der Kirche unter Bosheiten, Schandtaten und Verbrechen zu unterdrücken. Unter Androhung von Kirchenbann und Zensuren verlangte der Papst, die Mazzen zu verbrennen.<sup>31)</sup> Am 28. Juni 1500 wurde dieses Mazzenverbot des Papstes im ganzen Land öffentlich bekanntgegeben. Die einen wurden freiwillig abgeliefert, andere mußten die Gerichte ausfindig machen, und die Mazzenträger mußten feierlich abschwören, ihr Amt nie mehr auszuüben. Es waren also immer mehrere Mazzen in Bereitschaft gewesen, und jetzt waren alle, oder fast alle, auf dem Scheiterhaufen gestorben. Nur altes Holz ward hier verbrannt, aber neues wuchs täglich in den Wäldern des Landes nach; darunter war auch Mazzenholz. Schon in 10 Jahren war es reif. Müde Mazzenführer hatten abgeschworen, junge Träger der Volksrechte und der Freiheit wuchsen gerade jetzt im 16. Jahrhundert aus den Dörfern hervor wie kaum im Wallis je zuvor. Mag sein, daß diese Mazzen im Lande auch manchen Unfug getrieben, aber eines ist gewiß: sie haben den Weg zur Demokratie geebnet, ausgeweitet und gesichert. Die wahre Demokratie ist eine viel zu wertvolle Staatsform, als daß diese schon damals dem Volk geschenkt wurde; das Volk mußte sie erkämpfen, und dazu benötigte es ein Machtmittel in der Hand. Die Mazze war keine barbarische Furie eines halbwilden, unzivilisierten Bergstammes, wie man es damals haben wollte und es uns noch heute Geschichtsbücher glaubhaft machen wollen. Die Mazze war das letzte Mittel eines Volkes, das wußte, was Freiheit ist, und wer diese bedroht und dies durch seine Werke bewiesen hatte, daß es fähig war, das Land selbständig zu regieren.

Die Eidgenossen haben am 16. April 1550 in Sitten von den Wallisern ausdrücklich verlangt, daß sie das «Matzen» unter Strafe endgültig verbieten. Und die gleichen Eidgenossen haben 12 Jahre später, am 23. Juli 1562, in Luzern den Wallisern geraten, die Mazze wiederum zu gebrauchen.<sup>32)</sup>

Im 15. und 16. Jahrhundert drehte sich die grimmige Fratze der Mazze hauptsächlich gegen die Grafschaft, den Grafen, also gegen den Landesherrn. Nach dem ausdrücklichen Willen des Volkes war der zukünftige Mann im Wallis nicht der Landesherr, sondern der Landeshauptmann; den konnte der Landrat in freier Wahl selbständig bestimmen, was sie auch bald erreichten. Aber noch im 17. Jahrhundert sandten einige Kantone die offiziellen Schreiben und Einladungen an den zugewandten Ort Wallis, immer noch — gegen den Willen der Regierung — nicht an den Landeshauptmann, sondern an den ehemaligen Landesherrn, obwohl diesem von der Grafschaft nur mehr der Titel

<sup>31)</sup> Büchi A.: Die Mazze, im Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde XII.

<sup>32)</sup> Arnold P.: Bündnisse und Verträge der Walliser mit den Eidgenossen 1252 bis 1815, BVG Bd. XIV. S. 1—75.

«Graf und Präfekt» geblieben war. Und die gleichen Kantone weigerten sich, das Wallis als Republik anzuerkennen. Der Landeshauptmann Kaspar von Stockalper belehrte sie dann eines bessern.<sup>33)</sup>

Am Anfang des 16. Jahrhunderts war das Paßland Wallis in eine heikle, ja gefährliche Situation der europäischen Politik hineingezogen worden. Es ist klar, daß ein Matthäus Schiner als Landesfürst in solchen Zeiten dem Lande größere Garantien bieten konnte, ihm die Unabhängigkeit nach außen zu erhalten. Schiner wollte kaum die erworbenen Rechte des Volkes unterdrücken, aber auch dem Landesherrn wollte er den notwendigen Einfluß erhalten. Und das widerstrebte dem Zeitgeist, und darum war es zu jener Zeit gar leicht, das Volk gegen den Fürsten in Aufruhr zu bringen. Die spätern stürmischen Auseinandersetzungen des Volkes gegen Schiner richteten sich nicht gegen seine Person, denn das wußten die Behörden, daß er sie alle übertraf, nicht gegen den Bischof, er war ein vortrefflicher Oberhirte in der Diözese; aber Schiner schien ihnen zu groß und mächtig als Landesherr.

Es ist nicht wichtig, ob uns heute solch enge Verquickung von geistlicher und weltlicher Macht sympathisch ist oder nicht; sie war nun einmal da, als Erbschaft des Mittelalters. Die Grafschaft Wallis hat in jenen Zeiten ihren Zweck und das große Ziel vollständig erreicht. Sie hat die Landesgrenzen abgerundet und gesichert, einen geordneten Staat aufgebaut. Gerade die Landesherren haben einst in Gesetzgebung, Bildung und Kultur dem Volke gedient, aber jetzt am 15. und 16. Jahrhundert hatten sie sich selbst überlebt.

Es verblieb Schiner wenig Zeit, die innenpolitischen Verhältnisse im Wallis zu ordnen. Die europäische Machtpolitik drohte das Wallis einzukreisen und in seinem Bestand zu gefährden. In einer zweiten Runde versuchte der französische König, mit einem Kriegszug nach Italien die Vorherrschaft in Europa an sich zu reißen. Am 6. Oktober 1499 brach der Franzose in das Herzogtum Mailand ein. Und wiederum begann das peinliche Spiel mit den Eidgenossen. Lebenslängliche Pensionen an die Machthaber in den Kantonen, Schmiergelder an die Werbeoffiziere, Auswerfen kleiner Münzen unter die Lanzen Träger und Spießknechte, Versprechen von Gebietserweiterungen im Tessin, Zollprivilegien an die Grenzkantone: das waren die erfolgreichsten Mittel der Fürsten beim Volk der Hirten mit den besten Söldnertruppen in Europa. Einige tausend Eidgenossen standen schon in Italien auf der Seite des Franzosen, und der Bailli von Dijon lief mit dem Kronensack von Ort zu Ort, um noch mehr Schweizer nach Italien zu locken. Visconti Galeazzo, der Gesandte von Herzog Lodovico Moro, hielt in der Eidgenossenschaft unter dem Spiel von klingenden Dukaten flammende Reden, um die Söldner für Mailand zu gewinnen. Und auch er hatte Erfolg; mit 6000 Mann zog er über die Pässe nach Süden.

<sup>33)</sup> Arnold P.: Stockalper vom Thurm. Bd. II. S. 137 ff.



Schiner schrieb an die Tagsatzung, das Wallis werde durch die Franzosen von Mailand her bedroht, man solle ihnen keine Söldner mehr zugestehen. Die Antwort blieb aus. Darum warb Jörg uff der Flüe im Wallis und in der Ostschweiz 3000 Söldner und führte sie über den Simplon nach Domodossola, wo er auf dem Mattarello das Lager aufschlug. Durch die französischen Boten überredet, beschloß die Eidgenössische Tagsatzung, alle Söldner zurückzurufen und weitere Werbungen zu verbieten. Zurückgezogen wurden aber nur die Schweizer, die auf der Seite des Herzogs standen. Doch sehr schnell änderte sich die Einstellung der Eidgenossen. Der französische König wollte nicht auf Bellinzona verzichten, und der Herzog in seiner bedrängten Lage versprach, für immer dieses Gebiet zugunsten von Uri abzutreten. Und die Werbungen in der Eidgenossenschaft begannen aufs neue. Schiner sandte Jörg mit Hans am Hengart auf die Tagsatzung, um einen Frieden zwischen Mailand und Frankreich zu vermitteln. Allerdings benutzte Jörg die freie Zeit zwischen den Verhandlungen sehr eifrig mit Truppenwerbungen für den Herzog, und die Luzerner benutzten die günstige Gelegenheit, um sich an Jörg für den Sturz «ihres» Bischofs Jost von Silenen zu rächen, und warfen ihn gegen alles Recht ins Gefängnis. Auf die energischen Vorstellungen Schiners wurde er aber sofort freigelassen.

Auf der Tagsatzung vom 7. April 1500 begünstigten die Eidgenossen einseitig die Franzosen; damit war die Vermittlung gescheitert. Über die Pässe liefen große Scharen Schweizer nach Süden, und unten standen große Kontingente in beiden Lagern sich als Feinde gegenüber. Besonders Bern versuchte mit allen Mitteln, diesen Brudermord zu verhindern. Die Schweizer sollten am Kampfe nicht teilnehmen, und eine Gesandtschaft sollte in aller Eile in das Lager der Kriegführenden reiten; auch Schiner wurde aufgefordert, persönlich oder durch eine Vertretung an der letzten Vermittlung teilzunehmen. Doch schon am 10. April war die Entscheidung gefallen. Der Herzog Ludwig Moro wurde bei Novara eingeschlossen und durch Verrat an den französischen König ausgeliefert. Damit war das Schicksal des Herzogtums Mailand für längere Zeit besiegelt; es wurde von den Franzosen beherrscht.

Das war ein schwerer Schlag für Schiner und das Wallis. Doch der Fürstbischof fand sich bald auch in dieser Situation zurecht. Es war ihm nicht entgangen, daß Savoyen noch immer nicht auf das Unterwallis endgültig verzichten wollte, und darum mußte er vorerst Zeit gewinnen und zu verhindern suchen, daß sich Savoyen mit Frankreich gegen das Wallis verbündete. So ließ er es geschehen, daß die sieben Zenden am 9. Mai 1500 mit Frankreich eine Vereinigung eingingen, wie das die Eidgenossen schon vorher getan hatten. Früher hätte sich Schiner dagegen mit allen Mitteln wehren müssen; dazu hätte ihn das Bündnis mit Mailand verpflichtet. Jetzt aber gab es in Wirklichkeit kein selbständiges Herzogtum Mailand mehr, und so konnte er widerwillig dazu schweigen, ohne vertragsbrüchig zu werden. Allerdings ließ sich der Bischof in den Vertrag nicht einbeziehen und ratifizierte ihn auch nicht.



Bischof Matthäus Schiner von Sitten, angeführt von einem Herold, nähert sich mit seinem Gefolge der Stadt Luzern, wo ihm unter Trommelwirbel die Jugend in Waffen zum Empfang entgegenkommt

Trotzdem wurde die Vereinigung mit Frankreich rechtsgültig, weil die Zenden das Recht hatten, mit dem Ausland Verträge abzuschließen, auch ohne den Fürsten.

Um aus der gefährlichen Umklammerung herauszukommen, brauchte Schiner mächtige Bundesgenossen, und fand sie in Bern, das auch mit Savoyen verbündet war. Bern selber wünschte schon lange eine Erneuerung des Bundes mit dem Wallis vom Jahre 1475 nach der Eroberung des Unterwallis, wo die Berner brav mitgeholfen hatten. Diese Bundeserneuerung wußten besonders die Kantone Luzern, Uri und Unterwalden hartnäckig zu hintertreiben, denn die außenpolitischen Ziele der Urkantone einerseits und Bern anderseits konnten jahrhundertlang nie unter einen Hut gebracht werden. Am 30. November 1500 ritt Schiner demonstrativ mit Vertretern des Kapitels und aller sieben Zenden nach Bern und erneuerte und weiterte den «Ewigen Bund» vom Jahre 1475.<sup>34)</sup> Der wichtigste Artikel, um den es für Schiner ging, war, daß Bern an Savoyen nur Hilfe leisten kann zur Erhaltung des Gebietes, das es heute besitzt. Damit war jeder Beistand Berns zur Eroberung des Unterwallis ausgeschlossen.<sup>35)</sup> Vorläufig ließ Schiner die Waldstätte grollen, aber mit der Zeit erreichte er auch mit ihnen ein gutes Verhältnis. Nun erreichte Schiner noch die Nachricht, daß der Kaiser wünsche, das Wallis in seine «Erbeinigung» aufzunehmen. Am 30. April 1501 wurde im Walliser Landrat in den Abscheid aufgenommen, wie die Boten des römischen Königs daran erinnert hätten, daß sie einst die Landschaft geschützt hätten «gegen ein Haus von Savoyen und andere, die sich wider ein Kilch von Sitten hand wollen legen».<sup>36)</sup>

Selbst über ein Bündnis mit Graubünden wurde im Landrat (14. Dezember 1501) besprochen. Es sollten Boten nach Churwalden zu diesem Zwecke entsandt werden.<sup>37)</sup> Im gleichen Landrat wurde auch noch über militärische Rüstungen Beschluß gefaßt. So sollen die Zenden die Soldaten hinreichend bewaffnen und ausbilden. Der Gnädige Herr soll 1500 bis 2000 Spieße, 200 Musketen und 32 Zentner Pulver anschaffen und einen Teil davon in das Schloß von St. Maurice verbringen. Um die Soldaten zu ermutigen, mit Musketen zu schießen, erhält jeder Zenden zu diesem Zwecke finanzielle Unterstützungen. Der Landvogt von St. Maurice ist angewiesen, für den Fall der Not 20 Müt Korn, 20 Zentner Käse, ein Wagen Salz, 6 gesalzene Ochsen und Wein einzukaufen und im Schloß einzulagern.

In kurzer Zeit war es Schiner gelungen, durch eine kluge Bündnispolitik und notwendige Rüstungen das Land zu sichern vor Überfällen und Einkreisungen.

<sup>34)</sup> Eidg. Abscheide: Bd. III, 2, S. 79.

<sup>35)</sup> Arnold P.: BWG, Bd. XIV, 1. Jg. 1965/66, S. 33.

<sup>36)</sup> Imesch: Landratsabscheide Bd. I, No. 7.

<sup>37)</sup> Imesch: Landratsabscheide Bd. I, No. 10.

Schon früh hatte Schiner sein staatsmännisches Format bewiesen, indem er das Krebsübel jener Zeit in der Eidgenossenschaft wie im Wallis klar erkannt hatte und den Mut aufbrachte, in der Tagsatzung in Zürich (1500) den Antrag zu stellen: Alle Pensionen sollen abgeschafft und verboten werden, von welchen Fürsten auch immer diese kämen. Die Empfänger sollten ihre Stellung, Ehre und Ämter verlieren. Ebenfalls müssen die Dienstgelder, die Provisionen, selbst die Gaben und Geschenke unter Strafe verboten werden. Alle Kriegszüge ohne ausdrückliche Erlaubnis der Obrigkeit werden bestraft an Gut und Leben; das gelte aber nicht nur für die Soldaten, sondern auch für die Offiziere und die Truppenwerber in der Heimat. Er begründete seinen Antrag damit, daß die Leute durch diese Gelder meineidig gemacht, das Kind im Mutterleib verkauft, Christenblut vergossen und das ganze Land seiner Einwohner beraubt würde. Die Waldstätte und auch andere unterstützten dieses zeitgemäße Votum, und ein Chronist bemerkt dazu, daß «sunderlich der gemelt bischoff (von Sitten) so ein treffliche wyse Red gehalten, was gemeiner Eidgnosschaft an disen dingen gelegen were».<sup>38)</sup>

Schiner besuchte vorher das Grab von Bruder Klaus, den er hoch verehrte. Mag er hier diese Einsicht geholt haben und den Mut gefaßt, die offene Wahrheit über das große Übel seiner Zeit in den Ratssaal zu tragen? Auf alle Fälle ging er mit diesem unpopulären Wort in der Tagsatzung seiner Zeit über 300 Jahre voraus, denn noch sehr lange grassierte dieses nationale Unglück in der Eidgenossenschaft und bei den Zugewandten weiter. Wenn auch ein geordnetes Söldnerwesen, das von den Regierungen durch Kapitulationen geregelt, für die damalige Zeit noch verständlich war, da besonders in den Bergkantonen die Bevölkerung ohne Abwanderung und ohne Verdienst sehr schwer zu ernähren war und der Fremddienst als eine Art Industrie im Ausland betrieben wurde, so bleiben doch die Schmiergelder an die Schieber in der Heimat ewig verächtlich. Es waren nämlich nicht die gleichen Leute, die über die Pässe gehetzt, für einen kargen Sold Gesundheit und Leben einsetzten, und jene, die daheim zwischen dem Dukatenkasten und dem Kronensack saßen und die Rollen verteilten.

Allzu große Anstrengungen hatte die Tagsatzung in Zürich mit der Abschaffung der Pensionen und der «wilden» Reisläuferei nicht gemacht, denn bald ging der Totentanz mit den Söldnern fröhlich weiter. Spöttisch bemerkte dazu der Berner Chronist Anselm: Nur zur österlichen Zeit hätte das ängstliche Gewissen die Urheber bedrückt und die Eidgenossen erweicht, als aber das Gewitter verzogen und die Sonne wiederum schien, war alles wieder vergessen.<sup>39)</sup>

Der französische König Ludwig XII. hatte mit Hilfe der Eidgenossen Mailand erobert und ihnen das Versprechen gegeben, Bellinzona an die Waldstätte abzutreten. Nun wollte er davon nichts mehr wissen.

<sup>38)</sup> Büchi A.: Bd. I, S. 83 und Note 1.

<sup>39)</sup> Gagliardi: Bd. I, S. 550.

Die Eidgenossen versuchten zu vermitteln, aber hatten keinen Erfolg. Da beschlossen die 3 Länder im Februar 1503, ins Feld zu ziehen. Die Kantone folgten ihnen mit Hilfstruppen bis nach Arona. Auch die Walliser, von der Waldstätte an die Bundespflicht gemahnt, zogen mit 300 Mann unter der Führung von Jörg uff der Flüe über den Großen St. Bernhard. Unter diesen Umständen war der König bereit, zu verhandeln. Schiner ritt über den Simplon nach Arona, um mit Chaumont d'Amboise, dem Vertreter des Königs, die Verhandlungen zu führen. Hier trug Schiner einen vollständigen Sieg davon. Am 10. April 1503 kam der Friede von Arona zustande. Der König musste sich verpflichten, Stadt, Grafschaft und Schloß Bellinzona samt dem Bleniotal für immer an die 3 Länder abzutreten und die alten Zoll- und Handelsprivilegien mit Mailand, wie diese bestanden hatten zu Zeiten der Herzöge Sforza, zu bestätigen.

«Wir dürfen diesen Frieden, der Bellinzona und das Bleniotal dauernd den Eidgenossen einbrachte, hauptsächlich Schiner zum Verdienste anrechnen . . . Er hat damit gut schweizerische Politik gemacht und zur Erhaltung des Tessins für die Eidgenossenschaft sich unvergängliche Verdienste erworben.»<sup>40)</sup> Die Eidgenossen und der Kaiser waren über die diplomatischen Erfolge Schiners hocherfreut, und hatten allen Grund dazu, denn die Zuchtlosigkeit der Schweizer Söldner in Italien hätte auf dem Schlachtfeld kaum das gleiche Ziel erreicht. Im Frühjahr 1503 verjagten die Spanier die französischen Truppen aus Neapel, Kalabrien und Apulien. Um diese Gebiete zurückzuerobern, verlangte der französische König wiederum Söldner aus der Schweiz und dem Wallis und berief sich auf die Vereinigung mit Frankreich. Die Tagsatzung lehnte das Gesuch ab und nahm sogar einen kleinen Anlauf, auch das Pensionenwesen zu verbieten. Aber trotzdem ging das geheime Soldatenwerben weiter, und Hunderte liefen über die Pässe dem Franzosen zu. Schiner berief den Landrat nach Naters auf den 2. Mai 1503. Hier setzte er durch, daß den Soldaten, die bis jetzt verbotenerweise in fremden Dienst gezogen waren, die Strafen erlassen wurden, nicht aber den Hauptleuten und Werbeoffizieren. Es wurde auch verboten, von fremden Herren Geld anzunehmen, und zwar unter Strafe von Ehrlosigkeit und Verlust des Lebens.<sup>41)</sup>

Nun aber kamen aus der Eidgenossenschaft scharenweise Söldner ins Wallis, um von hier aus nach Italien zu ziehen. Bern beschwerte sich bei der Regierung im Wallis, weil es diese Söldner nicht aufhalte und zurückschicke. Schiner antwortete: Man mache hier, was man könne und vermöge; es hätte schon Aufstände und Auseinandersetzungen mit diesen Söldnern gegeben, aber ihre Zahl werde immer größer und reiße selbst die Walliser mit über die Grenzen nach Italien. Verwunderlich scheine ihm, daß diese Soldaten in der Eidgenossenschaft ungehindert von Ort zu Ort gelangen und zu Schiff, Roß und zu Fuß

<sup>40)</sup> Büchi A.: Bd. I. S. 86 und 87.

<sup>41)</sup> Imesch: l. c. No. 16.

weiter nach dem Wallis ziehen können, ohne daß sie von jemanden belästigt oder aufgehalten würden. Also müßte man bei ihnen dort den Anfang machen, man wolle sich darin also brüderlich unterstützen.<sup>42)</sup>

Zu dem Berner Brief nahm der Landrat am 18. Juli 1503 in Sitten Stellung. Schiner brachte den Boten etliche Abscheide der Eidgenossen zur Kenntnis, worin sie ausführten, daß man sie ersucht hätte, ihre Soldaten dem König nach Neapel zuzuführen, sie hätten aber einhellig beschlossen, diesen Auszug zu verbieten und unter strenge Strafe zu stellen, damit die Knechte nicht sagen können, die «hohen Herren sitzen daheim und empfangen die Pensionen und Gelder und die Soldaten müßten das Geld mit irem Lib selber verdienen». Daher hätten die Eidgenossen auch beschlossen, von solchen Pensionen Abstand zu nehmen und jährlich bei der Besetzung der Ämter und bei den Bundeserneuerungen «sölich Pensionen und gaben oder Jahrgelder zu verschweren». Eindringlich ersuchte nun Schiner die Landräte, ein Gleiches zu tun. Er forderte sie auf, jetzt das zu beschließen, was «Gott dem Herrn löblich siner gnaden erlich, und was einem jeden bidermann in disen dingen nach iren dunken were». Vor allem und zuerst dachten die Landräte an ihren Lohnausfall. Die einen schwiegen sich darüber aus. Mörel, Brig, Visp, Leuk und wenige von Siders bekannten, ihr Gewissen und Eid sagten ihnen zwar, daß es besser wäre, «die liben Landsleute und Knechte daheim zu behalten und sy nit in sold und frömbd krieg zügen», aber sie hätten von ihren Gemeinden keine Vollmacht erhalten, einem solchen Verbot zuzustimmen, denn «ihre Gemeinden welten iren fryen zug haben». Die restlichen Landesväter wollten abwarten und dann bei der Mehrheit mitlaufen. Nach dieser lendenlahmen Antwort griff Schiner mit seiner ganzen Beredsamkeit noch einmal ein und beschwor seine Landsleute: Als geistlicher und weltlicher Herr und Hirt könne und möge er solche Kriegszüge und solches Soldverdienen oder dieses «Knecht löuffen lassen» nicht billigen, dieses wäre ihm befohlen, sie zu «behüten und nit verlieren». Er finde, daß solche Kriegszüge keinen Vorteil und keine begründete Ursache haben, denn das Geld allein sei hier nicht schnöder als der Eigennutz einiger Leute. Kein Recht, kein Bündnis, keine Eidespflicht oder der Schutz des Landes oder die Ehre erfordere einen solchen Auszug unserer Soldaten. Wie soll das unseren Knechten im Wallis allein Ehre und Lob einbringen, wenn die Eidgenossen diesen Auszug verboten haben? Die unsrigen werden, wie früher schon so oft, in Krankheiten fallen oder vom Feinde erschlagen werden. Die Landsleute seien ihm nicht feil, nur um Gut oder Geld in einen Krieg ziehen zu lassen, mit dem die Landschaft nichts zu tun habe und um hier zu verwahrlosen. Wenn es aber einmal zum Schutz oder zum Nutzen der Landschaft Wallis gehe, dann sei er bereit, mit ihnen Leib, Gut und Leben einzusetzen, aber in solche Kriege gehen die Knechte ohne seinen Willen und ohne Vorteil und Ehre der Landschaft. Wenn jemand seine Landsleute in einen fremden Krieg ziehen

<sup>42)</sup> Brief Schiners an Bern, 27. Juni 1503. St. A. Bern. Unnütze Papiere — Wallis 46 No. 52.

lasse, geschehe das gegen seinen Willen, Rat und Erlaubnis, ja, er vermahne sie, gebiete und verbiete allen seinen Landsleuten und Untertanen beim Eid und Gehorsam, in einen fremden Krieg zu ziehen, Sold anzunehmen oder andere dazu aufzuhetzen. Er lehne jede Verantwortung vor Gott ab für diejenigen, die dagegen handelten, denn alles Übel «wie todschlag, prandt, rüben (Raub), witwen und weisen (Waisen), die da rüffend (schreiende) Sünde sind», kommen über die Seele, das Glück, die Kinder und Nachkommen derer, die andere dazu aufwiegeln oder selber hinlaufen.

Unzweideutig nimmt hier Schiner Stellung — wie damals in der Eidgenössischen Tagsatzung — gegen die wilde Reisläuferei und nennt es das Übel jener Zeit. Er war kein Kriegshetzer und wollte als Landesherr seine Soldaten nur einsetzen zum Schutze der Grenzen und für die Freiheit seines Landes, aber nie für die ehrgeizigen Pläne fremder Fürsten. Wie weit die freie Entscheidung der Volksvertreter damals schon zum voraus verpfändet, verkauft und bezahlt war, zeigt uns einmal mehr der Fortgang dieser Verhandlung im Walliser Landrat. Ohne Scheu, in aller Öffentlichkeit kam jetzt der Kronensack in den Landratssaal hinein. Diesmal war der Träger ein französischer Gesandter. Wie ein eingeübter Gaukler spiegelte der Franzose den zwiespältigen Vertretern des Landes Kredenzbriefe und freundliche, schmeichelhafte Empfehlungen seines Meisters vor, der jetzt auch an ihrer Grenze in Mailand Herrscher war. Er verspricht ihnen, die Pensionen und Jahrgelder, die ihnen sein König schon vor Jahren versprochen hätte, würden jetzt sofort ausbezahlt; die Bedingung wäre ja so einfach: die Walliser Soldaten müßten dafür dem König nach Italien folgen, und alle Walliser Pässe sollten für den ungehinderten Durchmarsch der fremden Trupppen geöffnet werden. Noch heute empfindet man fast Mitleid mit diesen armen bart- und schwertragenden Landesvätern, die von Kronen und Amtspflicht so hart bedrängt wurden. Wahrscheinlich fühlte schon mancher, wie sich seine Taschen weiteten, aber noch waren es keine Kronen, denn das war nur sein trügerisches Herz, das ihm tiefer in die Lederhosen hinuntergerutscht war. Doch lauter Freude muß im Saal nicht geherrscht haben; man versuchte wenigstens, die Hände rein zu waschen, die Verantwortung abzulenken und andern aufzubürden. Einhellig beschloß nämlich der Rat: Die Sachen wegen des Jahrgeldes und des Durchmarsches von fremden Knechten durch das Wallis solle an die Gemeinden gebracht werden.. Damit hat der Landrat einmal mehr das im Wallis vielgerühmte Referendum gebraucht und mißbraucht und damit die Kronen gerettet, und wie sie glaubten, die Ehre dazu.<sup>43)</sup>

Was weder Schiner noch die allermeisten der Landräte in dieser leidlichen Verhandlung wußten, war, daß der Hauptschuldige nicht der Franzose war, sondern, daß der Verräter als Freund des Landesherrn

<sup>43)</sup> Imesch: I. c. I. Bd. No. 17. St. A. Sitten c II. No. 23 bis. Ferner St. A. Bern. Unnütze Papiere — Wallis 46 No. 5. B. A. Sitten Bd. I der Abscheide.



mitten unter ihnen saß. Die bald folgende Katastrophe bachtre es an den Tag.

Unter dem Motto: Söldner oder keine Kronen, bearbeiteten französische Agenten die Gemeinden im ganzen Lande, und diese ließen es bald geschehen, daß Söldner aus der Eidgenossenschaft in hellen Scharen ins Wallis strömten und über die Pässe nach Süden weiterzogen. Gegen alle Verbote und Mahnungen des Landesherrn schlich sich auch ein Fähnlein Walliser unter der Führung von Theodor Oggier, Agidius Meyer und Johann Diezig von Mörel aus dem Lande und marschierte nach Neapel. Die Voraussage Schiners im Landrat zu Sitten vom 18. Juli 1503 erfüllte sich wörtlich an ihnen: 350 Soldaten fanden auf dem Schlachtfeld am Garigliano den Tod (28. Dezember 1503). Von den Überlebenden bildete sich eine Gruppe von Wallisern und Berner Oberländern unter der Führung von Michel Vogler. Als die Heimkehrer bei Piacenza den Po übersetzten, erreichte auch sie das Schicksal, «als sie uber wollten faren, uf dem wasser gefangen, in das schloß geführt, hatten si bi etlich geld, den andren knechten zugehoerig, das gelt genomen und mit in allen fieren mißhandel gebrucht, si nit mer lebendig gesechen, sonden zuo dem schloß us in den graben geworfen, tod gefunden sint».<sup>44)</sup>

Tiefes Leid war in manche Familie des Landes eingekehrt, und es offenbarte sich, daß der von Schiner verbotene Zug nach Neapel der Anfang war einer großen Tragödie im Lande Wallis.

Jörg uff der Flüe war nämlich der Urheber dieses Unglücks gewesen; hinter dem Rücken seines Freundes Schiners hatte er im geheimen die französischen Agenten und Söldnerwerber in den Landrat in die Dörfer und Gemeinden befohlen und die ganze Aktion geleitet.<sup>45)</sup> Hier begann der verhängnisvolle Riß zwischen Schiner und Jörg.

Noch vor einem Jahr sandte die Tagsatzung von Zürich Jörg uff der Flüe und Freiherrn von Sax zum Kaiser Maximilian, damit er die Eidgenossen unterstütze in der Wiedergewinnung von Bellinzona. Schiner gab seinem Altmeister Jörg wichtige Aufträge mit, und dieser muß Schiner beim Kaiser ins helle Licht gestellt haben, denn seit jenen Tagen war der Bischof von Sitten der vertraute Freund des Kaisers und blieb es durch alle Hindernisse hindurch bis ans Lebensende.

### *Endgültiger Sieg gegen Savoyen*

Die vorsorgliche Bündnispolitik Schiners gegen Savoyen war nicht unbegründet gewesen, denn es zeigte sich bald, daß der Herzog von Savoyen tatsächlich das ganze Unterwallis zurückverlangte. Nach der

<sup>44)</sup> Imesch: I. c. S. 115 und 116. Brief-Lhd. und Landrat Wallis an Basel — St. A. Basel Politisches M. I, No. 48.

<sup>45)</sup> Büchi A.: Bd. I. 89, Imesch I. c. Bd. I. 183 und 485 — Anklage Schiners gegen Jörg.

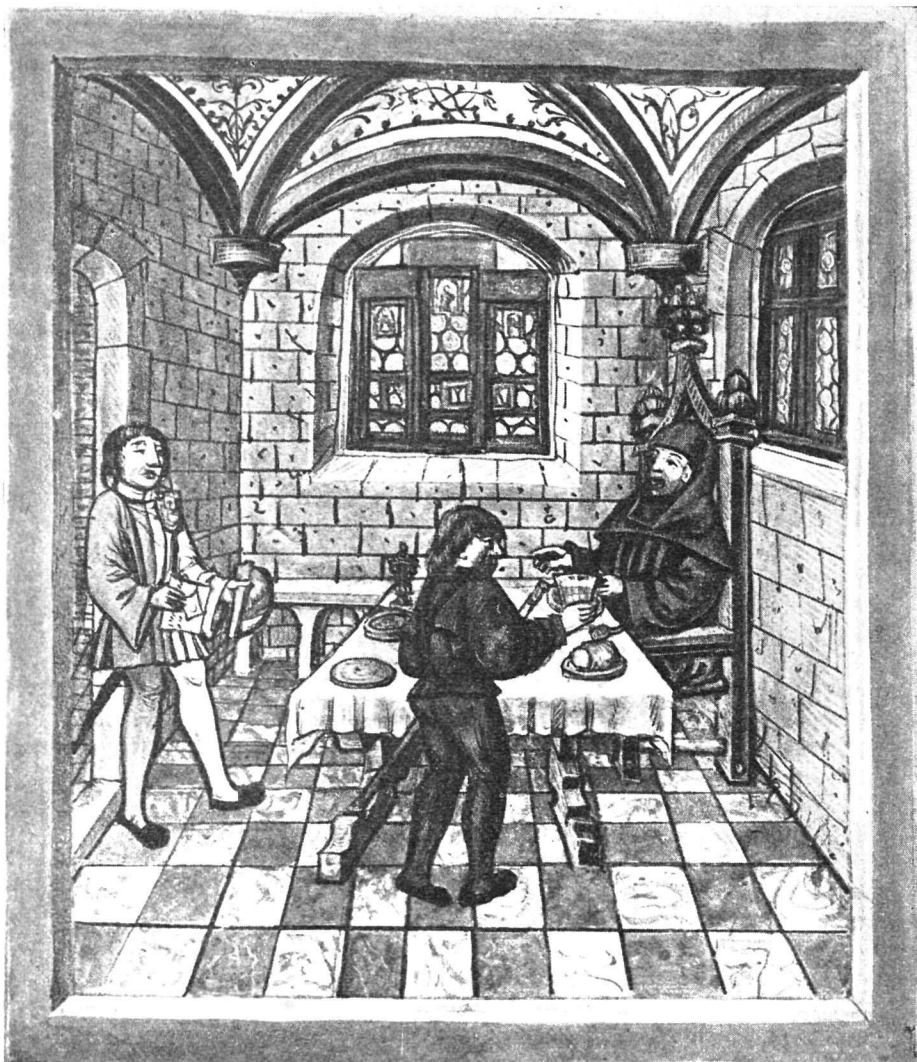
Eroberung im Jahre 1475 wurde ein Waffenstillstand geschlossen, der bis 1492 befristet war. Ein Friedensvertrag kam in dieser Zeit nicht zustande, und darum verlangte der Herzog das Gebiet heraus. Die 3 eidgenössischen Orte Luzern, Uri und Unterwalden, die mit dem Wallis seit 1417 im Burgrecht standen, stellten sich in dieser Auseinandersetzung «mit Leib und Gut» hinter die Walliser. Die Städte Bern und Freiburg, die auch mit Savoyen verbündet waren, boten ihre guten Dienste an, mit dem Erfolg, daß der Waffenstillstand bis zum Jahre 1495 verlängert wurde. Wie üblich, suchte man jetzt nach Kriegsursachen. Zuerst mußten die Fische in der Rhone herhalten, aber ein wenig einträgliches Fischerrecht schien doch kein richtiger Kriegsgrund zu sein. Aber bald kam mehr dazu. Das Kloster St. Maurice kam im Krieg vom Jahre 1475 natürlich auch zum Wallis. Allerdings war es damals dem Herzog von Savoyen noch persönlich verpfändet, aber Schiner hatte die Pfandsomme schon längst bezahlt. Nun verweigerte der Herzog dem Kloster in Chésaux einen Galgen aufzurichten, also die höhere Gerichtsbarkeit auszuüben, und ließ durch einen Boten dem Kloster ein Protestschreiben zu kommen. Der Abt reagierte allerdings sehr undiplomatisch; er nahm das Schreiben aus der Hand des Überbringers und brachte ihn zwar nicht an den neuen Galgen, aber steckte ihn ins Gefängnis. Jetzt meldete der Herzog offiziell Gebietsansprüche an. Schiner wollte aber über die Zugehörigkeit des Unterwallis überhaupt nicht mehr verhandeln. Um in allfälligen Konferenzen nicht nur in die Defensive gedrängt zu werden, ging er recht mutig jetzt schon in den Angriff über und meldete seinerseits ebenfalls Gebietsansprüche an, nämlich die Herausgabe von Vivis, Commugny, Vouvry und St. Martin.<sup>46)</sup>

Savoyen marschierte mit 2000 Mann an die Grenze. Das Wallis tat das gleiche. Hier war die Kriegsbegeisterung überaus groß; es herrschte die Stimmung, es gehe zum letzten Gang gegen den alten Erbfeind, der das Land mehr als 200 Jahre bedrängt hatte. Im April sollte der Krieg beginnen.

Die 3 Orte Luzern, Uri und Unterwalden sagten dem Wallis erneut ihre Hilfe zu. Die Städte Freiburg, Solothurn und Bern suchten zu vermitteln. Besonders Bern tat sein Möglichstes; es war mit Savoyen, aber auch mit dem Wallis verbündet, und zudem hatte es auch noch Hypotheken auf gewissen Landstrichen in Savoyen. Trotz allem beschlossen die Walliser am 15. April, über den Großen St. Bernhard zu ziehen. Die Hilfstruppen der Urschweiz waren schon von zuhause aufgebrochen, und die Bündner wurden ebenfalls erwartet. Die 3 Städte riefen ebenfalls Truppen unter die Waffen, so Bern 3000 und Freiburg 600 Mann.<sup>47)</sup> Jeder rasselte laut und auffällig an der Grenze des andern, um ihm eine Macht vorzutauschen, die er nicht hatte. Es drohte

<sup>46)</sup> Imesch: l. c. S. 70, 71 — Schreiben vom 9. Februar 1506 Bischof und Lhd. Wallis — an Herzog von Savoyen.

<sup>47)</sup> Berchtold: Histoire de Canton de Fribourg Bd. II. 1845, S. 89.



Bischof Matthäus Schiner empfängt seinen Abgesandten von Luzern, der ihm durch den bischöflichen Haushofmeister vorgeführt wird

ein eidgenössischer Bürgerkrieg, doch noch einmal siegte die Vernunft; es kam zu Verhandlungen. Ende April 1506 kamen der Herr von Albi und Aymon de Montfaucon, Bischof von Lausanne, als Unterhändler des Herzogs ins Wallis. Schiner ging ihnen bis nach Conthey entgegen. Mit französischer Galanterie und formeller deutscher Höflichkeit begann die Begrüßung. Die Gesandten entschuldigten sich, daß der Herzog nicht persönlich erscheinen konnte; nur die große Arbeitslast hätte ihn daran verhindert. Schiner wiederholte die gleiche Ausrede und entschuldigte sich, daß er nicht selber den Herzog aufgesucht hätte, aber es fehlte ihm eben die Zeit dazu. Nun begann der Fürstbischof ein eigenartiges diplomatisches Spiel mit seinen Gästen. Das einzige, was Schiner erreichen wollte, war Zeit gewinnen, bis sich die Stellungnahme der Eidgenossen klar erkennen ließe. Mit großem Pomp und überschwänglicher Aufmachung empfing er seine Gäste in Sitten, als handle es sich um einen Höflichkeitsbesuch zweier befreundeter Staaten. Als die ausgedehnten Festessen endlich alle ermüdet hatten, folgten fröhliche Unterhaltungen, in denen es hoch herging bis tief in die Nacht hinein. Am frühen Morgen führte der Bischof, wie es sich gehörte, seinen Kollegen und den Herrn von Albi in die Kathedrale hinein. Nach dem Gebet war der Malvasiertrunk fällig. Indessen waren die Pferde gesattelt, und Schiner führte seine Gäste hinauf ins bischöfliche Schloß nach Leuk. Unterwegs versuchte Aymon, endlich seinen Vortrag bei Schiner anzubringen. Doch kaum hatte er die Einleitung beendet, unterbrach ihn Schiner mit der Bemerkung, er könne sich den Rest ersparen, das alles sei vergebene Mühe und verlorene Zeit; er, als Landesfürst des Wallis, wolle nämlich nichts verkaufen, sondern nur seinen Besitz voll und ganz wahren und ihn auch verteidigen. Wie es scheint, beabsichtigte der Herzog, das Unterwallis mit Geld zurückzugewinnen. Darüber war Schiner empört, und er hörte kaum mehr zu; nur kurze Bemerkungen hielt er dem Savoyarden entgegen, so, daß die Unterwalliser selber wünschten, beim Wallis zu verbleiben, und ihm seien sie auf alle Fälle lieber und wertvoller als jede Summe, die je genannt werden würde. Der Vertreter Savoyens verneinte die Anhänglichkeit der Unterwalliser an die neuen Herren und prophezeite, früher oder später würde das Gebiet bestimmt an Savoyen zurückfallen, und jetzt wären die Oberwalliser Bauern leicht mit Geld für die Abtretung zufriedenzustellen; übrigens, falls er sich auf die Hilfe der Eidgenossen stütze, dann sei das Unterwallis für ihn schon jetzt verloren. Schiner hielt ihm entgegen, daß weder der französische König noch der Herzog von Mailand etwas gegen das Wallis unternehmen würden; damit erklärte Schiner Schluß der Verhandlung, er würde darüber kein Wort mehr verlieren.

Nun wurden die Reitrosse nicht mehr im Gleichtritt gehalten; um so schneller erreichte man Leuk, wo ein frugales Mahl auf die Herren wartete, und reichlich, sehr reichlich floß der beste Wein des Landes mit dem Erfolg, daß nach Tisch, besonders der Gastgeber, aber auch die Gäste, die gute, ja fröhliche Stimmung wiederum zurückfanden. Um das Geschäft zu vergessen, wagte man ein gemeinsames Spiel, in dem die

Savoyarden ihren ganzen Einsatz verloren. Statt sich jetzt in Verhandlungen zu ermüden, lud Schiner die Gäste zu einem Ritt nach Leukerbad ein. Der stotzig-steinige Weg erlaubte hier keine Gespräche mehr auf dem Sattel. Ob die Gesellschaft auch die Heilbäder benutzte, sagt der ausführliche Verhandlungs- und Reisebericht nicht, der von den Savoyarden aufgeschrieben wurde und heute noch erhalten ist.<sup>48)</sup>

Fruchtlose Gespräche füllten noch in Leukerbad und nachher in Leuk einige Tage aus, und man war nicht uneinig darüber, daß der Waffenstillstand um ein Jahr verlängert werde. Der Bischof wollte keine Verpflichtungen mehr eingehen, bevor der Landrat dazu Stellung bezogen hatte. Durch Gesandtschaften, Boten und Briefe folgte nun ein eifriges Verhandeln mit den Eidgenossen und mit einzelnen Ständen. Daraus resultierte schließliche eine große Versammlung am 12. Mai in Bex. Mit Ausnahme von Schwyz waren hier alle eidgenössischen Orte vertreten. Der Herzog entsandte vier Bevollmächtigte. Schiner war persönlich erschienen mit Boten aus den Zenden. Bern beantragte eine Vermittlung durch die 3 Städte, was Schiner unter keinen Umständen annehmen wollte, weil sich diese zu stark für Savoyen eingesetzt hätten; er wollte darum einen Schiedsspruch durch die Länderkantone. Mehrheitlich wurde aber bestimmt, daß alle 6 Orte die Vermittlung übernehmen sollten. Nach langem Seilziehen wurde beschlossen, den Kriegszustand sofort aufzuheben, die Truppen von den Grenzen zurückzunehmen und den ganzen Handel den eidgenössischen XII Orten zu übertragen. Mit dieser Notlösung war keine der beiden Parteien zufrieden. Schiner wünschte bestimmt keine Friedensvermittlung in der Eidgenössischen Tagsatzung, da hier die 3 Städte ein Übergewicht erhalten könnten. Der Bischof wollte nicht das Risiko eingehen, die Einheit seines Landes einer momentanen Stimmung in der Tagsatzung auszuliefern. Wäre dieser Rechtsspruch gegen das Wallis ausgefallen, wer hätte dann die Folgen übersehen können. Die alten Kämpfe mit Savoyen hätten bestimmt aufs neue begonnen, und eine gefährliche Feindschaft mit den Eidgenossen wäre für das Wallis verhängnisvoll geworden. Das alles paßte bestimmt nicht in die Politik eines Schiners. Darum ging er eigene Wege, und diese führten zum dauernden Erfolg — ohne Krieg!

Durch Unterredung mit den Boten aus Savoyen erreichte er am 29. September, daß der Herzog mit einer Verschiebung der eidgenössischen Vermittlung auf das nächst Jahr einverstanden war. Damit war die erste Runde schon gewonnen, denn jetzt hatte Schiner Zeit genug, sein politisches Geschick spielen zu lassen. Sein Plan ging dahin, vollständig im Geheimen, ohne Mitwissen der Eidgenossen, eine Versöhnung mit dem Herzog von Savoyen anzubahnen. Hier schaltete er noch einmal Jörg uff der Flüe ein, denn für solche Aufträge im Dunkeln war Jörg sicher ein großer und gewiegter Spezialist. Nachdem Bern sich etwas auffällig auf die Seite Savoyens geschoben hatte, wollte er nichts

<sup>48)</sup> Büchi A.: l. c. Bd. I. 96 ff. — aus Manusk. St. A. Lausanne.

mehr vom Kriege wissen, aber wie Schiner auch nichts mehr von einer eidgenössischen Vermittlung. Nun versah ihn der Landesfürst mit allen wünschbaren Vollmachten und Instruktionen und schickte Jörg auf den langen Versöhnungsweg nach Savoyen. Die wichtigste Voraussetzung blieb immer die gleiche, alles musste vollständig im Geheimen geschehen, und die Eidgenossen betrieben die Vorbereitungen zu ihrer Vermittlung tatsächlich eifrig weiter. Um dem hl. Bernhard ein schon längst versprochenes Gelübde einzulösen, wallfahrte Jörg mit seiner Gattin auf den Paß hinauf — und traf hier zufällig einen Boten des Herzogs. Dieser war sehr freundlich und schenkte der Gattin von Jörg gleich 100 Scudi an einer goldenen Kette.<sup>49)</sup>

So hatte das Geschäft begonnen, und ähnlich wurde es monatelang weitergeführt. Eines ist gewiß: Scudi, Kronen und Dukaten spielten in diesem Handel eine beachtliche Rolle, und Jörg hat dabei etliches eingeheimst. Aber ähnliche Meinungskäufe wurden in jener Zeit durch die Pensionen und Privatgeschenke geradezu legalisiert.

In einer spätern Anklageschrift gegen Jörg (1511) wurde er angeklagt, er hätte sich überall bestechen lassen, so auch im Savoyerhandel. Er bestritt das gar nicht und antwortete, das sei alles nicht der Rede wert gewesen, auch nicht, daß ihm der Abt von St. Maurice 100 Kronen geschenkt hätte.

*Ivrea?*

Wie dem auch sei, der Erfolg war großartig. Am 8. März 1507 kam der Vertrag von Ivra zwischen dem Wallis und Savoyen zustande. Der Waffenstillstand wurde auf weitere 15 Jahre verlängert. Die strittigen Fragen wurden zum Teil gelöst oder wurden dem endgültigen Friedensvertrag überlassen. Erst allmählich wurde den Kantonen mitgeteilt, der Friede zwischen Savoyen und Wallis sei ihren Vermittlungen zugekommen.

«Bei diesen mit aller Heimlichkeit geführten Verhandlungen mit dem Herzog von Savoyen hatte Schiner eine glänzende Probe seiner diplomatischen Meisterschaft abgelegt, indem er durch geschickte Konzessionen verstand, sich mit seinem übermächtigen Gegner zu vertragen und gleichzeitig der nicht minder großen Gefahr, sein Bündnis mit den Eidgenossen und Bern aufs Spiel zu setzen, geschmeidig auswich. Mittels einer List, durch das Begehren um Aufschub, hatte er es fertig gebracht, seine Bundesgenossen hinter das Licht zu führen, doch nicht wegen der vorgeschobenen Gründe, sondern lediglich, um Zeit zu gewinnen, sich unter der Hand mit seinem Widerpart direkt zu verständigen, was die Klugheit seines gewandten Unterhändlers ihm noch erleichterte. Damit war die heikle savoyische Streitfrage aus der Welt geschafft, ohne ihm noch seinem Ansehen irgendwelchen Schaden zu bringen. Am meisten Schwierigkeiten mochte es ihm bereitet haben, den Ungestüm seiner eigenen Landsleute von einem Waffengang mit den verhaßten Nachbarn

<sup>49)</sup> Büchi A.: I. c. S. 101. St. A. Sitten L. 104, No. 5, S. 4.

abzuhalten; daß ihm auch dieses Kunststück gelang, ist kein geringer Ruhmestitel für ihn.»<sup>50)</sup>

So ist es Schiner zu verdanken, daß das Rhonetal eine politische Einheit geblieben. Was wäre es geworden durch eine eidgenössische Vermittlung, und erst recht, was hätte ein langer, unsinniger Krieg gebracht!

Nun kam wiederum die Außenpolitik an die Reihe. Kaiser Maximilian rüstete zu einem imponierenden Aufmarsch nach Rom, um hier endlich als Kaiser gekrönt zu werden, und der Franzose wollte die Oberherrschaft über Italien an sich ziehen. Die Schweizer Söldner standen hoch im Ansehen beim Kaiser wie beim französischen König. Dukaten und Kronen, Pensionen und Gnadenketten, Empfehlungen und Ehrentitel von beiden Seiten her machten den Eidgenossen die Politik sehr schwer. Nun, sie nahmen von beiden und gaben auch beiden.

Schiner wurde von Kaiser Maximilian zum Reichstag nach Konstanz (2. Mai bis 25. Juli 1507) eingeladen. Er erschien als päpstlicher Gesandter und wurde vom Kaiser und seiner Gemahlin Bianca Sforza in der Öffentlichkeit mit Ehren und Gunst überschüttet; aber nicht nur Schiner, sondern auch sein Sekretär Jörg uff der Flüe wurde vom Kaiser auffällig auf Ehrenplätze gestellt und in wichtige Besprechungen hinzugezogen. Der Kaiser wollte mit den Eidgenossen ein Bündnis schließen und zugleich sollten diese die Vereinigung mit den Franzosen lösen. Das war kein leichtes Unterfangen. Schiner und Jörg opferten dafür sehr viel Arbeit und Zeit, wenn auch nicht in gleicher Weise.

Julius II. hatte als Papst von seinem Vorgänger, Alexander VI., eine unheilvolle Erbschaft übernehmen müssen. Das Ansehen des Papsttums war tief erniedrigt. In Italien brach jede Einheit auseinander, Fehden, Kleinkriege und Auflehnungen quälten das zerrissene Land, und davon profitierten nur die Franzosen. Unter allen Umständen wollte nun Julius II. wiederum geordnete Verhältnisse im Kirchenstaat wie in ganz Italien schaffen; dazu gehörte vor allem, die Franzosen aus dem Lande zu vertreiben. Um die Aufgabe zu lösen, dachte auch er an die Schweizer; aber diese waren ja mit dem Feind, also mit den Franzosen, verbündet. Trotzdem übertrug man Schiner die Aufgabe, die Schweizer auf die päpstlich-kaiserliche Seite zu bringen. In einem zähen, geschickten diplomatischen Ringen war es Schiner tatsächlich gelungen, daß die Schweizer mit dem Hl. Stuhle ein fünfjähriges Bündnis, die sogenannte «Päpstliche Vereinigung», abschlossen (10. März 1510). Zwei Feldzüge der Eidgenossen nach Süden hatten keinen Erfolg. Schiner wurde am 6. Februar 1511 zum Bischof von Novara und am 10. März 1511 zum Kardinal ernannt. Der dritte Kriegszug gegen die Franzosen in Oberitalien unter seiner Führung erreichte das Ziel (Juni 1512). In kurzer Zeit war die Lombardei von den Franzosen befreit. Am 24. Juli besetzten die Eidgenossen Mailand. Schiner führte Herzog Maximilian

<sup>50)</sup> Büchi A.: I. c. S. 103.



Sforza in sein angestammtes Herzogtum zurück. Die Sieger übergaben ihm die Schlüssel zum Stadttor. Der Herzog zahlte grosse Geldsummen an die siegreichen Eidgenossen und überließ ihnen auf die Vermittlung Schiners das Eschental, Lugano, Locarno und andere Landstriche. Dem Kardinal persönlich schenkte der Herzog die Grafschaft Vigevano bei Mailand. Hier stand Schiner auf dem Gipfel seiner europäischen Erfolge, aber zugleich am Anfang einer Katastrophe im eigenen Lande.

### *Verratene Freundschaft*

Schon 1505 versuchte Jörg uff der Flüe, eigene Politik zu machen im Wallis wie im benachbarten Ausland. Schiner wusste darum, aber wie konnte er das seinem grossen Gönner und Lehrmeister verbieten! Der Landesherr hatte schon anfangs seine grossen Fähigkeiten, seine Beweglichkeit in den Entschlüssen, aber auch die magische Anziehungskraft beim Volke erkannt. Vielleicht gerade darum war Schiner so nachsichtig gegen Jörg und übersah so manche Sonderaktion wie die geheimen Zusammenkünfte in seinem Hause in Glis und die Verhandlungen mit französischen Agenten. Nach der offensichtlichen Blamage, die Jörg bei dem Kriegszug nach Neapel in Garigliano (1503) einstekken musste, schien es, daß er getreu wiederum zur Linie: Kaiser — Papst — Mailand zurückgekehrt sei. Im Savoyerhandel hielt er fest zum Landesherrn, auf dem Reichstag in Konstanz gebärdete er sich kaiserlich, wie damals, als er Schiner in diese Richtung einführte. Obwohl er noch lange dem Kaiser-Papst und dem Herzog in Mailand Söldner warb und zuführte, gehörten sein Herz und seine Pläne ungeteilt dem Franzosen. Bestimmt gehörte im Wallis seine Liebe nicht der Grafschaft, sondern der Republik, nicht dem Fürsten, sondern dem Landeshauptmann — also dem Volke.

Was hat in Wirklichkeit Jörg auf die andere Seite getrieben? Die einen nennen als Hauptgrund die Habsucht. Es stimmt, daß der Franzose seine Handlanger in der Politik besser und schneller bezahlte, als der Kaiser, dem die Dukaten meistens fehlten: aber dieses allein als Motiv anzunehmen ist zu billig, weil bis heute nicht erwiesen. Sah Jörg die Politik Schiners mit der mittelalterlichen «Zwei-Schwerter-Theorie» und den Kaiser und Papst als die einzigen Stützen für Einigkeit in Europa als überlebt und aussichtslos an? Was hatte der machtlose, ungekrönte Kaiser Maximilian, der wirklich kein grosser Herrscher war, noch zu bieten. Beweglicher und entschlossener war der Franzose und darum wohl kaum mehr aus Italien zu verdrängen. Und wem sollte die erbärmliche Politik eines Alexander VI. in Rom mit seiner ärgerlichen Leitung der Kirche Vertrauen geben? Wer will ergründen, ob und wieweit das alles mitbestimmend war in dem totalen Kurswechsel der Politik eines Jörg uff der Flüe, der auf alle Fälle in diese Verhältnisse weit hineingezogen war? Eines scheint heute schon sicher zu

sein: nur ein kleiner, niederträchtiger Kronenverdiener, ein Ausbeuter, Verräter und gemeiner Volksaufhetzer auf der Strasse war Jörg nicht. Wenn man ihn oft darstellt als den teuflischen Dämon der Walliser Geschichte, fehlen dafür genügend Beweise. Das Lebenswerk Schiners wurde auch allzu lange den Märchen, Sagen und Legenden überlassen, bis es in Albert Büchi eine wissenschaftlich fundierte, gerechte Darstellung gefunden hat. Das gleiche wünschen wir auch Jörg uff der Flüe. Eine gewisse Größe fehlte ihm bestimmt nicht. Nach Schilling Diedbold sprach er vier Sprachen und war ein «vast geleter, wiser man, aber dem Git ergeben».<sup>51)</sup> Die Berner Chronik Anselm sagt von ihm: «Dieser Jörg hat den Bischof erzogen und uffbracht, meint fuchses fuchs ze sein, valet im, hierum vil und groß Unrüw irem land und andern erwuchs.»<sup>52)</sup>

Im Jahre 1509 waren die Differenzen zwischen Schiner und Jörg nicht mehr zu verheimlichen. Der päpstliche Nuntius Achilles de Grassi hatte in der Urschweiz und im Wallis 8000 Söldner geworben. Die Tagsatzung gab dazu keine formelle Genehmigung, da auch der Franzose und Venedig Truppen verlangten, aber sie machte beim Abmarsch der päpstlichen Soldaten keine Schwierigkeiten, da sie über die Walliser Pässe nach Italien zogen. Das Kommando über diese Söldner wurde Jörg uff der Flüe übertragen, wohl um seine wiederaufgewärmte Freundschaft zu Kaiser und Papst zu festigen. Die Truppe hatte erfolgreich bei der Eroberung von Ravenna und Faenza mitgewirkt. Nun verlangten die Soldaten den Sold oder weitere vertragliche Anstellung. Jörg mit Bilgeri von Hohenlandenberg und Albrecht Gugelberg reisten zu Verhandlungen nach Rom. Er hatte von Schiner auch den Auftrag erhalten, mit dem Papst verschiedene Fragen zu besprechen, so über den Grossen St. Bernhard, dann über die Verleihung eines Banners an die Walliser und über Dispensen vom Fastengebot. Allein bei der Audienz hatte Jörg das alles vollständig vergessen und versuchte dagegen hartnäckig, für seinen Sohn Franz, Dekan von Sitten, Benefizien im Betrage von 3000 Dukaten zu ergattern. Ein wirklich dunkler Punkt wird hier an Jörg offenbar. Mit dem folgenden Verrat hat man den Eindruck, als wollte Jörg jetzt durch einen Skandal den Bruch mit dem Kaiser, Papst und Schiner in der Öffentlichkeit demonstrieren.

Seine Truppe war inzwischen nach Bologna versetzt worden. Hier erschien Jörg vor ihnen und erklärte, der Papst gebe jedem Soldaten die freie Wahl, weiter zu dienen oder heimzukehren, und er wollte jedem Söldner ganze 3 Franken austeilen. Natürlich weigerte sich die Truppe, einen solchen Sold anzunehmen, und verlangte, daß das päpstliche Schreiben vorgelesen werde. Da war Jörg, ohne den Hauptleuten auch nur ein Wort zu sagen oder einen Auftrag zu geben, spurlos verschwunden. Erbittert kehrte der größte Teil der Söldner nach Hause zurück und meldeten den Regierungen diesen treulosen Verrat ihres Kommandanten. Die Eidgenossen verlangten nun von Schiner, daß

<sup>51)</sup> Chronik Schilling, S. 127.

<sup>52)</sup> Berner Chronik III. S. 209.

Jörg sofort vor Gericht gestellt und gezwungen werde, den vorenthaltenen Sold herauszugeben. Ungern und gezwungen mußte nun Schiner gegen seinen ehemaligen Freund vorgehen. Doch er unterließ kein Mittel, um die peinliche Angelegenheit in Frieden und ohne Gerichte zu schlichten; er machte ihm schließlich noch den Vorschlag, nur 300 bis 400 Gulden an die Beschädigten zu zahlen, dann sei eine Versöhnung immer noch möglich. Stolz wies das Jörg zurück. Im November 1509 ließ der Landeshauptmann Clavoz im Wallis Zeugenverhöre unter den Söldnern aufnehmen. Als Beweise genug vorhanden waren, wurde Jörg vor das Landesgericht nach Leuk zitiert. Nur mündlich und nur für die Hinfahrt hatte man ihm freies Geleit zugesichert. Jörg erschien aber nicht. Das Gericht verurteilte ihn zum vollen Schadenersatz an die betrogenen Soldaten. Die Urner und Unterwaldner zogen den Handel weiter an die Eidgenössische Tagsatzung. Hier wurde in Luzern (am 29. Oktober 1510) das Urteil von Leuk bestätigt und weiter beschlossen, sollte Jörg nicht sofort bezahlen, würden ihm gewaltsam 10 000 Gulden von seinem Vermögen eingezogen. Da endlich bequeme er sich zum Vergleich und gab 3000 Gulden an die Bestohlenen heraus.

Bald schritt Jörg zur offenen Rebellion gegen den Landesherrn und Bischof; offen betrieb er die Absetzung des Fürsten, berief widerrechtlich Landratstage ein und erhob schließlich gegen Schiner die Mazze, wie einst gegen Silenen. Es spricht keineswegs gegen die Größe eines Matthäus Schiner, daß er im politischen Kampfe im Wallis meistens den kürzeren zog. Jörg hetzte gegen Graf und Grafschaft. Das war sehr populär; alle Macht wollte er dem Landeshauptmann und der Republik übertragen, das wollte das Volk hören, dafür hatte es schon lange gekämpft. Daß aber in diesem turbulenten Machtkampf zwischen Frankreich und Italien für die Unabhängigkeit des Paßlandes Wallis eine kluge und starke Außenpolitik erstes Gebot war, dafür hatten die Bauern wenig Verständnis. So ist es zu verstehen, daß, wenn Jörg auf die Straße ging, der Fürst ins gesicherte Schloß oder ins Ausland flüchten mußte.

Am Anfang erkannte die Behörde im Land das gefährliche Spiel eines Jörg uff der Flüe. Im Landrat vom 11. Mai 1510 wurde er als Hochverräter verurteilt und das Gesamtvermögen eingezogen. Bern schickte ihm ohne Voranzeige den Bürgerrechtsbrief zurück und stieß ihn vom Burgrecht der Stadt aus. Jörg flüchtete nach Italien; auf seiner Rückkehr über Genf wurde er in Freiburg gefaßt, in den Kerker geworfen und gefoltert. Der franzosenfreundliche alt Schultheiß Franz Arsent verhalf ihm zur Flucht. Jörg entkam heil aus Freiburg, sein Helfer Arsent wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Einen längern Ruheplatz fand Jörg als Häftling in der Engelsburg in Rom. Seine Arbeit im Wallis führten die französischen Kronen und Agenten inzwischen weiter.

*Ex Clade Salus*

Diese Worte stehen seit 1965 auf dem Denkmal der Schweizer Söldner auf dem Schlachtfelde in Marignano. «Aus der Niederlage das Heil.» Diese Aussage entspricht den wirklichen, geschichtlichen Tatsachen. Marignano war für die Schweizer keine Katastrophe, sondern ein gesundes Erwachen aus einem sehr langen Traum. Sie gaben jetzt das Eroberungsspiel und die Machtpolitik auf!

Der Stärkere hat recht; das galt schon oft nach einem Kriege. Das mußte auch Schiner erfahren nach der Schlacht von Marignano, selbst von seiten des Papstes Leo X. Um den französischen König Franz I. für den Friedensvertrag versöhnlich zu stimmen, wurde sein Mann für das Wallis, Jörg uff der Flüe, aus dem Gefängnis in Rom entlassen (Dezember 1515). Er kam sofort ins Wallis zurück und setzte nach Wunsch des Franzosen zum Endsturm gegen Schiner an. Der momentanen Stimmung gehorchend, entzog auch Leo X. Schiner seine Gunst. Er sandte ihm tadelnde Breven aus Rom und entzog ihm — auf Wunsch des Franzosen — das Bistum Novara. Der Kaiser aber setzte sich mutig für Schiner beim Papste ein und widerlegte alle Anschuldigungen in den römischen Breven gegen Schiner und verteidigte «seinen liebsten Freund gegen solche Kränkungen und Ungerechtigkeiten». Er führte aus: List und Verdrehungen hätten solche Unwahrheiten gegen den Kardinal geboren und in Rom glaubhaft gemacht. Wichtiger wäre jetzt, einen allumfassenden Frieden in Europa zu schließen und endlich einen Türkenfeldzug zu organisieren; dazu sei er bereit. Das sei auch der Wille und der Eifer von Kardinal in Sitten. Der Hl. Stuhl hätte es zur Genüge erfahren, daß Schiner der größte Beschützer des Papsttums und der stärkste Verteidiger des Glaubens gewesen sei. Für die ungerechte Entsetzung vom Bistum Novara werde ihm sobald als möglich ein von Rom unabhängiges Bistum übergeben.<sup>53)</sup>

Kurz nachher versuchte der Papst einen Frieden zwischen Venedig und dem Kaiser zu vermitteln; da war er wiederum froh, in Kardinal Schiner die einflußreiche Persönlichkeit gefunden zu haben, das Ziel zu erreichen.

Der eine Walliser, Jörg uff der Flüe, stand nun unbeirrt und überzeugt zu Frankreich und stürzte damit sein Land in eine bedauerliche Anarchie. Der französische König wollte aber auch den zweiten haben und war fest entschlossen, dieses Ziel unter allen Umständen zu erreichen, um durch die Walliser Pässe das Herzogtum Mailand als dauernden Besitz zu sichern. Nach königlichem Auftrag machte Bischof von Vercelli schon 1512 den ersten Versuch bei Schiner. Aber er bekam keine Antwort.<sup>54)</sup> Kurz vor Marignano versuchte es der König noch ein-

<sup>53)</sup> Büchi, Korresp. I. No. 597 — Brief Maximilian an Leo X.

<sup>54)</sup> Kohler Chr.: Les Suisse dans les guerres d'Italie de 1506—1512, Genève-Paris 1897.

mal. Diesmal war als Unterhändler der Savoyarde Minseven bestimmt. Dieser bearbeitete den Landvogt Johann Werra, ein Freund von Schiner. Er sollte den Kardinal überreden, in den aussichtsreichen Dienst Frankreichs zu treten. Als Verräterlohn stellte er in Aussicht die Stelle des Kardinals von Sinigaglia, Marc Vicerio de Rovere, und natürlich überreiche Pensionen. Diese Post erreichte Schiner vor der Schlacht von Marignano nicht mehr. Nach seinem Sieg ließ Franz I. durch Minseven dieses Anerbieten an den Kardinal bringen. Johann Werra versuchte den Kardinal mit aller Eindringlichkeit zu gewinnen. Er schilderte ihm, wie der französische König den Eidgenossen freundlich gesinnt wäre; auch sei bekannt, daß der Papst gute Beziehungen zu Franz I. unterhalte. Selbst die Brüder und die besten Freunde Schiners versuchten den Kardinal umzustimmen und Kaiser und Mailand zu verraten. Man stellte ihm lebhaft vor Augen, durch den Verlust der Herrschaft über Vigevano bei Mailand und des Bistums Novara werde er in grosse Not geraten. Man rechnete ihm vor, er würde dadurch 20 000 Dukaten an Einkünften und 30 000 an Vermögen verlieren. Schiner lehnte alle diese Angebote des Königs ab mit der Begründung: solches zu tun verbiete ihm seine persönliche Ehre wie die der Eidgenossen; er wie diese hätten Verpflichtungen gegen den Kaiser und gegen das Herzogtum Mailand.<sup>55)</sup> Jörg hat sich einmal gerühmt, mit 1000 Kronen wolle er die Walliser jedem beliebigen Fürsten zuführen. Hierhin könnte er seinen verratenen Freund Schiner nicht mitzählen. Franz I. war über die feste Haltung Schiners gedemütigt und beleidigt. Bei den Friedensverhandlungen und dem Bündnis mit den Eidgenossen verlangte der König ausdrücklich, daß dem Bischof von Sitten Vigevano und das Bistum Novara weggenommen werde und daß das Wallis von den Zollprivilegien im Herzogtum Mailand ausgeschlossen werde.

Die Rache des Franzosen traf Schiner aber nirgends so schwer wie im eigenen Lande Wallis. In einem leidenschaftlichen, harten Parteikampf gewann Jörg schließlich die Oberhand. In der Nacht vom 30. August 1517 mußte Schiner über die Furka das Land verlassen, flüchtete nach Zürich und kehrte nie mehr ins Wallis zurück.

Im Wallis ein bleibendes Werk zu schaffen war dem Demagogen Jörg uff der Flüe nicht vergönnt. Im Jahre 1529 wurde er vom Landrat verurteilt und verbannt. Er starb in Vevey auf dem Wege nach Frankreich.

In den Jahren zwischen 1517 und 1519 weilte Schiner meistens in Zürich, das auch eine antifranzösische Politik betrieb. Der Kardinal hatte in der Stadt ein Haus gekauft und wohnte hier zusammen mit seinen Brüdern Peter und Kaspar und dem Domherr Adrian von Riedmatten. Unentwegt stand er im Dienste von Kaiser und Papst. Als Stütze der Kirche und des Abendlandes plante er eine mächtige Liga zu gründen. Von den Franzosen eifrig gesucht und verfolgt, schlich sich Schi-

<sup>55)</sup> Büchi II. S. 66 und 67.

ner durch Frankreich hindurch nach London, wo er von König Heinrich VIII. fürstlich empfangen wurde. Kaiser Maximilian erwog, abzusenden und den englischen König als seinen Nachfolger vorzuschlagen. Anfänglich wurde er hierin von Schiner unterstützt. Bald setzte eine umfassende diplomatische Auseinandersetzung um die Nachfolge ein. Im Januar 1519 war der Kaiser gestorben. Jetzt brach noch einmal für Schiner eine große Zeit an. Sein diplomatisches Genie war in Europa anerkannt. Zuerst wurden einige Kandidaten genannt, bald blieben nur mehr im Rennen Franz I., König von Frankreich, und Karl, König in Spanien, Neffe des verstorbenen Kaisers. Begreiflich, daß sich Schiner bei dieser Kaiserwahl mit besonderem Eifer einsetzte.

Noch einmal trat hier offen zutage, welch europäisches Ansehen die eidgenössische Militärmacht besaß. Beide Kandidaten wollten unbedingt die Schweizer auf ihrer Seite wissen. Franz I. ließ einen reichen Kronenregen über das Volk der Hirten niedergehen, Karl, König in Spanien, hätte gerne die gleichen Mittel eingesetzt, aber sie fehlten ihm zum Teil. Darum klagten seine Agenten: «die Eidgenossen glauben — wie der hl. Thomas — nur das, was sie in der Hand spüren!» Aber der Genius Schiners wog viele tausend Dukaten auf. Die Eidgenossen waren mehrheitlich französisch gesinnt, aber trotzdem erreichte er, daß sie nicht nur Neutralität versprachen, sondern daß sie erklärten, sie wünschen nur einen deutschen Fürsten, einen ihrer Sprache und ihrer Abstammung als Kaiser. Am 28. Juni wurde in Frankfurt Karl einstimmig zum Kaiser gewählt. Das war eine große Überraschung, denn einige deutsche Fürsten hielten fest zum Franzosen, weil ihnen das österreichische Haus verhaßt war. Als der Kaiser nach Aachen zur Krönung ritt, verließ auch Schiner Zürich, wo er bis zuletzt in der Tagsatzung viel zu tun hatte. Sobald der Kardinal des Kaisers Boden betrat, schickte ihm der dankschuldige Herrscher 200 Reiter und 300 Fußvolk als Ehrengarde entgegen. Bei der Krönung, am 20. September, wurde Schiner offensichtlich auf die Ehrenplätze gestellt und mit Gunst überhäuft. Gleich nachher übergab er dem Kaiser ein ausführliches Regierungsprogramm, das dem hervorragenden Staatsmann Schiner alle Ehre einlegte.<sup>56)</sup>

Der Verlierer Franz I. wußte natürlich um das Werk Schiners, und sein Groll war verständlich, er verlangte vom Papst, daß der Kardinal von Zürich nach Rom abberufen werde. Er blieb aber für die schon gezählten Monate seines Lebens der vertrauteste Berater von Kaiser Karl V.

Schon im Jahre 1521 brach zwischen dem Kaiser und König Franz I. ein Krieg aus. Schiner wurde zum kaiserlichen Gesandten ernannt und sollte die Schweizer für den Kaiser gewinnen. Klugerweise beschloß aber die Tagsatzung, neutral zu bleiben, aber trotzdem zogen

<sup>56)</sup> Büchi II. S. 284 ff.

Schweizer Söldner unter Schiner über Chur und den Splügen nach Italien zum kaiserlich-päpstlichen Heer. Aber auch zum Franzosen stießen einige tausend Schweizer. Die Franzosen wurden geschlagen und aus dem Herzogtum Mailand vertrieben. Ein Leben lang hatte Schiner gekämpft, um den Franzosen nicht als Nachbar am Simplon zu haben. Jetzt war sein Ziel erreicht. Das war sein letzter Triumph als Staatsmann und Landesfürst.

### *Schiner als Bischof und Kardinal*

Als «Graf und Präfekt des Wallis» ist Schiner unter die Grössten zu zählen, die das Land je hervorgebracht hatte. Es wäre aber auch falsch anzunehmen, er wäre vollständig in der Politik aufgegangen und hätte die Hirten Sorge als Bischof vernachlässigt oder andern überlassen. Freilich in den letzten Jahren wurde er daran durch die Umtriebe Jörgs sehr stark gehindert. Schiner war kein leichtlebiger Renaissance-mensch. Er nahm seine Pflichten ernst, kannte keine Kompromisse, konnte streng sein gegen andere und war es gegen sich selber. Aus seinen jungen Jahren hat die Geschichte wenig sittliche Verfehlungen herausgefunden. Seine Zeitgenossen, auch seine ärgsten Feinde, wie Jörg und sein Anhang, haben ihm diese Verirrungen in den Prozessen in den Schmäh- und Anklageschriften nicht im geringsten angekreidet, ja nicht ein einziges Mal genannt. Das nachzuholen blieb erst den kleinen «Heiligen» der Nachwelt in unserem Lande vorbehalten. Durch maßlose Übertreibungen in ergötzlichen Schilderungen entstand dann ein Schiner nach der nicht immer reinen Phantasie der Erzähler. Kleinen Geistern fällt es immer schwer, einmalige Größe der Mitmenschen ungemischt anzuerkennen.

Unumstößlich ist bewiesen, daß Schiner wie wenige seiner Zeit die großen Gefahren erkannt hat, in die sich die Kirche im großen Umbruch der Renaissancezeit hineinziehen ließ, und wie kaum ein zweiter hat er an maßgebender Stelle im damaligen Konzil und bei dem Regierungsantritt des Kaisers Karl V. wie bei der Wahl des Papstes Adrian IV. großzügige Reformvorschläge mündlich und schriftlich vorgelegt. Im Jahre 1503 ist er «durch das Land gefahren, allenthalben zu visitieren und zu firmen». Wie uns die noch erhaltenen Visitationsakten beweisen, zog er zu jeder Jahreszeit in die entlegensten Bergtäler, wie nach Lötschen, Goms und Saas, um hier die religiösen Verhältnisse kennenzulernen. Seine Vorschriften und Verordnungen waren planmäßig und einheitlich, um das sittlich-religiöse Leben zu erneuern und zu festigen. Durch strenge Vorschriften verlangte er eine absolute Sonntagsheiligung, die im 15. Jahrhundert durch die großen Gütertransporte über die Alpenpässe sehr stark gelitten hatte. Unnachsichtig schritt er ein gegen rohe Sitten und die Gotteslästerung. Er verlangte überall würdigen Gottesdienst in den Kirchen und Kapellen. Gerade hierin hat er durch Neubauten und großzügige Renovationen von Gotteshäu-



sern Wertvolles geschaffen, so in Bagnes, Ardon, Sitten, Salgesch, Leukerbad, Niedergesteln, Raron, Visp, Saas-Grund, Glis, Naters, Ernen, Münster usw. Es wäre nicht schwer, über 100 Kirchen, Kapellen und Stiftungen im Wallis, in der Eidgenossenschaft, in seiner Grafschaft Vigevano und im Bistum Novara aufzuzählen, die er reichlich beschenkt hatte. Gerade rührend ist aus den Akten zu vernehmen, wie er sich den einsamen Bergtälern, wie Antigorio, Vigizzo, Anzasca und der deutschen Kolonie in Alagna, annahm und sie bei den Herzögen in Mailand verteidigte.<sup>57)</sup>

Ebenfalls große Verdienste erwarb sich Schiner durch die Förderung des kulturellen Lebens im Wallis. Im Domkapitel zu Sitten waren zu seiner Zeit zehn Doktoren der Theologie, der Rechte, Magister der freien Künste und kaiserlichen Notaren. In den Hochschulen von Freiburg, Heidelberg und Köln waren damals über 50 Walliser Studenten eingeschrieben.<sup>58)</sup> Er war auch Gründer der ersten deutschen Schule in Sitten und hatte in den Dörfern die Pfarreischulen großzügig gefördert. Das alles sind nur Bruchteile seiner Tätigkeit als Bischof, aber schon diese genügen, um zu erkennen, daß Schiner die Zeichen seiner Zeit erkannte und nach diesen seine Herde vorbereitete.

Als Kardinal war Schiner einer der Eifrigsten, der eine sofortige Erneuerung der kirchlichen Zustände verlangte. Im Laterankonzil, das am 11. April 1513 eröffnet wurde, wählte man ihn mit sieben andern Kardinälen in die Reformkommission. Diese übergab am 5. Mai 1514 dem Konzil ein ausführliches Reformdekret. Es enthielt wertvolle Vorschläge über die Lebensführung des Klerus und der Laien, über die Hebung des Religionsunterricht für die Jugend, es verurteilte die Simonie, die üppige Pracht und Hofhaltung der Prälaten, den Aberglauben und das Scheinchristentum an der römischen Kurie. Es war eine Legion von Mißbräuchen, die man hier bekämpfte. Mit 130 gegen 10 Stimmen wurde das Dekret angenommen. Aber die Minderheit hatte gesiegt, denn das Dekret blieb wirkungslos auf dem Papier.<sup>59)</sup>

Der einzige Erfolg des Konzils bestand in der Beseitigung der französischen Kirchenspaltung. Die beiden Kardinäle, die Träger der Spaltung, wurden wiederum in Gnade aufgenommen. Dagegen protestierte Schiner außerordentlich heftig; er rief: «Ich weigere mich, mit Feinden und Verrätern der Kirche zusammenzusitzen», und verließ den Saal.<sup>60)</sup>

In der Schlußsitzung des Konzils, am 16. März 1517, überreichte Gianfrancesco Pico von Mirandola dem Papst und den Konzilsvätern eine denkwürdige Schrift. Diese enthielt ein erschütterndes Gemälde der bestehenden Zustände und zugleich ausgezeichnete Reformvor-

<sup>57)</sup> Joller: BWG. Bd. I. S. 48 ff. — Kardinal Schiner als kath. Kirchenfürst.

<sup>58)</sup> Grand A.: BWG. Bd. IV.

<sup>59)</sup> Pastor: l. c. Bd. IV. 1, S. 563 ff.

<sup>60)</sup> Büchi A.: l. c. Bd. II. S. 418 und 419.

schläge. Der Schlußsatz lautete: «Wenn diese Reform unterbleibt, so wird eine schwere Heimsuchung über die Kirche hereinbrechen.»<sup>61)</sup> Im Herbst darauf begann in Deutschland die Kirchenspaltung.

Mit seinen Reformbestrebungen kam Schiner in den Kreis der Humanisten. Schiner wie der berühmte Erasmus begrüßten anfänglich das Auftreten Luthers, weil sie annahmen, daß hier eine große Erneuerung der Kirche ansetzen könnte. Besonders die Schriften Luthers im Ablaßstreit kamen für Schiner sehr erwünscht. Er hielt die Kritik Luthers an vielen kirchlichen Einrichtungen für berechtigt und sah in ihm einen Kämpfer, «mit dem man ein Stück des Weges zusammen gehen könne».

Eine jahrelange Freundschaft bestand auch zwischen Schiner und Zwingli. Dieser unterstützte und förderte die päpstliche Politik. Beide zogen miteinander in die Schlacht von Marignano. Schiner setzte all seinen Einfluß ein, daß Zwingli Leutpriester am Großmünster in Zürich wurde. Fast täglich waren sie Tischgenossen im Hause Schiners in Zürich und disputierten leidenschaftlich die kirchlichen Fragen. Im wesentlichen waren beide gleicher Ansicht. Schiner war oft sehr offen, ja hart in der Kritik gegen die Mißstände in der Kirche, aber an den Grundwahrheiten rührte er nie.

Die überstürzten Ereignisse in Deutschland und vorallem das Erscheinen der Bannbulle des Papstes gegen Luther am 15. Juli 1520 machte alle seine Hoffnungen auf eine friedliche Reform von Deutschland her zunichte. Seine Freundschaft mit den Reformatoren und mit vielen Humanisten fand damit ein jähes Ende. Enttäuscht wandte er sich von den Reformatoren ab und stellte sich eindeutig und bedingungslos auf die Seite der katholischen Kirche. Er kämpfte weiterhin für eine Reform, aber im Schoße der Kirche und ohne Revolution. «Kardinal Matthäus Schiner kannte weder in der Politik noch in Glaubenssachen Halbheiten. Er stellte seine ganze Persönlichkeit, alle seine Energie und seine ganze ungeheure Kraft in den Dienst der Idee, die er als die richtige erkannt hatte und die ihn mit dem Feuer heiliger Begeisterung durchglühte.»<sup>62)</sup>

Auf den 6. Januar 1521 war vom Kaiser der Reichstag nach Worms einberufen. Schiner wurde am 1. November 1520 im Namen des Kaisers eingeladen, mit einer Begleitung auf Reichskosten daran teilzunehmen, um mit den Fürsten und Ständen über Frieden, Recht und Ordnung zu beraten und zu beschließen. Schon seit dem frühen Herbst hielt sich Schiner in der Nähe des Kaisers auf. In Worms erschien er mit einem Gefolge von über 50 Personen. Aus dem Wallis waren dabei Adrian von Riedmatten als Haushofmeister und die Domherren Bilgischer und Walter Sterren. Auf dem Reichstag wurde Schiner vom Kaiser

<sup>61)</sup> Pastor: I. c. IV. 1, S. 574 ff.

<sup>62)</sup> Büchi A.: I. c. Bd. II. S. 438.

ständig bevorzugt; so kam er auch in den Ausschuß der Vorbereitungen und in die Redaktionen für die Entwürfe gegen Luther. Hier trat er als eifriger Gegner Luthers hervor.

Sein Leben lang kämpfte er auf politischem Gebiete, um die Einheit Europas unter Führung von Kaiser und Papst zu erhalten, und jetzt kam die große Spaltung nicht vom Politischen, sondern vom Religiösen her, weil diese Gefahr in Rom nie ernst genommen und die wirklichen Bedürfnisse der Kirche übersehen wurden. Darunter litt Schiner schwer und versuchte in Worms mit allen Mitteln, diese Spaltung durch die Verurteilung Luthers zu verhindern. Doch die Zeitumstände waren jetzt stärker, die neuen Geistesströmungen nicht mehr aufzuhalten. Über 100 Jahre lang schwelgte Rom in dieser sogenannten Renaissance; wiedergeboren wurde nicht das sittlich-religiöse Leben, sondern eine frivole Zügellosigkeit, eine innere Zerfahrenheit und Unsicherheit auf fast allen Gebieten der Kirche. Jetzt erst, beim Erwachen, mußte man erkennen, daß die Luxus- und Prachtsbauten, das gepflegte Latein und Griechisch in den mit Silber und Gold beschlagenen Büchern höchstens eine beachtliche Nebensächlichkeit in der Kirche Christi bedeuten. In dem primären Auftrag des Meisters waren diese nicht vorgesehen, wohl aber, das Glaubensgut der Frohbotschaft rein zu erhalten und allen mitzuteilen in Wort und Beispiel. In dieser großen Krise nützten die Errungenschaften der Renaissance der Kirche keinen Deut, ebensowenig konnte jetzt eine päpstliche Bannbulle und ein kaiserliches Edikt von Worms mit solchen oft mißbrauchten Machtmitteln etwas erreichen. Die Reform kam nicht, darum war die Revolution nicht mehr aufzuhalten. Damit ging eine äußerlich glanzvolle Periode der Kirchengeschichte im Elend zu Ende!

Nachdem Schiner in Worms offen gegen Luther und seine Anhänger vorgegangen war, blieb der Bruch mit seinen einstigen Freunden nicht aus. Die Humanisten begannen ihn zu bekämpfen und zu verspotten. So führten am Aschermittwoch 1521 seine Gegner in Bern ein öffentliches Spottspiel mit «gemaleten Gilgenknaben» auf, worin Schiner mit Spott und Hohn überschüttet wurde.

Am 1. Dezember 1521 war Papst Leo X. gestorben. Schiner eilte sofort nach Rom zum Konklave, das am 27. Dezember eröffnet wurde. Die Meinungen der Kardinäle waren gespalten in eine kaiserliche und eine französische Partei. Es ist zweifellos, daß Schiner unter die aussichtsreichsten Kandidaten gezählt wurde. Er selber hatte drei Kardinälen erklärt, er wolle nicht Papst werden, aber gebe keinem «beweibten» Kardinal seine Stimme. Im 10. Wahlgang stand Schiner an zweiter Stelle. Am 9. Januar, als immer noch keine Einigkeit erzielt werden konnte, erhob sich Schiner und führte in seiner Rede aus: wie es dem Kardinalskollegium zur Schande gereiche und der Kirche zur Geringschätzung, daß man sich hier nicht einigen könne. Und er schlug zur Wahl vor den Kardinal von Tortosa, Adrian von Utrecht. Er stelle

ihn vor als guten, klugen und heiligmäßigen Mann. Der Kardinal war nicht im Konklave und wurde gewählt als Papst Adrian VI. Bis zur Ankunft Adrians dauerte es noch einige Monate. Für diese Zeit wurden 3 Kardinäle als Verwalter des Kirchenstaates und der Stadt Rom gewählt. Schiner gehörte zu diesen 3 Gewählten.

Ende August zog Adrian VI. in Rom ein. Der einzige Kardinal, dem der neue Papst erlaubte, im apostolischen Palast Wohnsitz zu nehmen, war Schiner. Alle andern mußten ausziehen. Eifrig arbeitete Schiner mit dem Papst an den endlich fälligen Reformbestrebungen. Das wertvollste Zeugnis für die kirchliche Tätigkeit, für seine Sorge um die bedrohte Kirche und für seine unzweifelhafte edle Glaubensgesinnung ist und bleibt die Denkschrift, die Schiner am 1. März 1522 dem Papste übergab. Seine Vorschläge waren die besten und glücklichsten, die damals aus Rom kamen.<sup>63)</sup>

Den verweltlichen Renaissancekardinälen waren solche Arbeiten und die Ansichten und Verordnungen des frommen und sittenstrengen Papstes nur eine Ruhestörung in den bisherigen Gewohnheiten. Als die Pest in Rom immer bedrohlicher um sich griff, flohen sie in die Sabiner- und Albanerberge, um ihr kostbares Leben zu retten. Schiner blieb auf seinem Posten und arbeitete und glaubte an die kirchliche Reform. Am 12. September packte ihn die Pest. Am 28. September machte er mündlich dem Notar Giacomo Apocello gegenüber sein Testament. In der Nacht auf den 1. Oktober 1522 starb er einsam und ergeben. Nach seinem Wunsche wurde er in der Kirche des deutschen Spitals dell Anima beigesetzt, weil er hier einst seine Bischofsweihe empfangen hatte.

### *Die Nachwelt*

Kaiser und Papst waren schon 1521 entschlossen, den Kardinal wiederum in seine Diözese Sitten zurückzuführen und in seine Rechte einzusetzen. Das wusste Jörg und seine Anhänger im Wallis, und darum verkündeten diese die Kunde vom Tode des Kardinals als eine freudige Siegesnachricht. Aus Angst vor seinen eigenen Werken und um seine Gewaltherrschaft und sein Leben zu retten, verfaßte er eine Rache- und Schmähschrift, worin er das Andenken und die Verdienste Schiners in den Kot treten und für immer vernichten wollte. Jörg wurde schon am 19. Dezember 1520 vor den Richter zitiert, und seine Einsprache wurde in Rom abgewiesen (21. Oktober 1521). Aus dieser Hetz- und Haßschrift wurde später das Urteil über Schiner gebildet; aus ihr haben sogar Geschichtsschreiber geschöpft und so ein Zerrbild des Kardinals für Jahrhunderte ins Volk getragen. Selten wurde einem bedeutenden Kirchenfürst und Staatsmann in der eigenen Heimat so viel Unrecht und einseitige Beurteilung zuteil wie dem

<sup>63)</sup> Pastor: I. c. IV. 2, S. 722 ff.

Kardinal Matthäus Schiner. Professor Albert Büchi hat mit seiner Lebensarbeit: «Kardinal Matthäus Schiner als Staatsmann und Kirchenfürst» durch seine gründliche und kritische Forschung eines Riesenmaterials das Leben und das Werk Schiners wiederum in das Licht und die gerechte Ordnung gestellt. Er hat sich damit um unsere Heimat verdient gemacht. Keiner hat mehr Recht über Schiner ein Urteil zu fällen als Professor Albert Büchi, denn keiner vor ihm und keiner bis heute ist tiefer in sein Leben und sein Werk eingedrungen als er. Am Schluß des II. Bandes faßt er in der «Würdigung» sein Urteil über Schiner zusammen.<sup>64)</sup> Wir geben hier daraus einige wenige Stellen wörtlich wieder.

«Matthäus Schiner war ein Staatsmann ganz großen Formates und einer der ersten Kirchenfürsten seiner Zeit. Dies erkannten schon seine Zeitgenossen und insbesondere jene, denen er gedient und seine besten Kräfte gewidmet hatte. Papst Julius II. charakterisierte ihn anlässlich seiner Erhebung zum päpstlichen Legaten im Jahre 1512 als Mann, gleich kraftvoll in der Tat wie in der Rede, erprobt in großen und schwierigen Geschäften, von hervorragender Biederkeit und Treue, vollkommen in seinem Ratschlag, von weltmännischem Schliff und anderen ihm von Gott verliehenen Gaben. Leo X. rühmte seine einzigartige Klugheit in jeder Art von Verhandlungen. Kaiser Maximilian nennt ihn bei jeder Gelegenheit seinen liebsten Freund und ungemein würdigen, durch alle Art von Tugenden ausgezeichneten Mann. Auch Karl V. vertraut auf den Eifer, guten Rat und die große Einsicht dieses Prälaten wie auch auf dessen unübertroffenes Geschick zur Führung von Verhandlungen. König Heinrich VIII. von England preist die unbeschreibliche Umsicht und beständige Uebung in den schwierigsten Geschäften. Herzog Maximilian wie dessen Sohn Franz Sforza von Mailand versichern dem Kardinal ununterbrochen ihre kindliche Verehrung und ihre besondere Erkenntlichkeit für die ihrem Hause erwiesenen Dienste und für die Wiedereinsetzung in die Herrschaft über Mailand. Für den feingebildeten englischen Diplomaten Richard Pace gab es keinen Mann von größerem Verstand und Erfahrung in diplomatischen Geschäften als Schiner. Erasmus lobte seine Verstandesschärfe und das ungewöhnlich sichere Urteil. Dem italienischen Humanisten Andreas Ammonius, Sekretär Heinrichs VIII., erschien der Kardinal anlässlich von dessen Reise nach England als ein Genie, rastlos, scharfsinnig, redegewaltig, rechtschaffen und dazu ein guter Theologe. Ähnliches Lob stammt vom Basler Rechtsgelehrten Cantuincula. Selbst aus dem Munde der Gegner Schiners hört man ähnliches. Spalatin bezeichnet den Kardinal in einem Briefe an Luther als sehr gelehrten und ganz unbescholtenen Mann. Der Berner Chronist Anshelm rühmt seine Bundestreue und Unbestechlichkeit, womit er stets die glänzendsten französischen Anerbieten aus-  
schlug . . .

Die humanistischen Freunde rühmen die Bescheidenheit, Mildtätigkeit und die Unbescholtenheit des Kardinals . . .

<sup>64)</sup> Büchi A.: I. c. XL Kapitel S. 439.

Trotz der bloß äußerlichen Zugehörigkeit des Wallis zur Eidgenossenschaft als zugewandter Ort fühlte sich Matthäus Schiner doch voll und ganz als Eidgenosse und verfehlte keine Gelegenheit, sich ungescheut als solcher zu bekennen. — Wenn er auch in erster Linie im Dienste von Papst und Kaiser tätig war, so wünschte er doch damit auch, seinem Vaterlande zu Ehre und Ansehen zu verhelfen, und seine ganze internationale Politik war in großartiger Folgerichtigkeit darauf eingestellt, dem schweizerischen Wallis die Unabhängigkeit von Frankreich zu sichern.

In Schiners Charakterbild fehlen die dunklen Schatten nicht, aber die Lichtseiten überwiegen bei weitem. Wir dürfen in ihm einen vielseitigen, wenn auch nicht humanistisch gelehrten, so doch genial veranlagten Staatsmann erblicken, dessen Rechtlichkeit und Unbescholtenheit von Freund und Feind anerkannt wurde, einen hervorragenden Charakter von seltener Unbestechlichkeit und großer Beständigkeit, der lieber Elend und Verbannung erlitt, als sich von seiner politischen Richtung auch nur im mindesten abdrängen zu lassen . . .

Wir sehen in ihm einer der größten Söhne unseres Landes, und dieses Urteil wird von den Geschichtsschreibern mit wenigen Ausnahmen anerkannt. Schiners politischer Wirksamkeit, bei der er sich selbst modernster publizistischer Mittel bediente <sup>65)</sup> fehlen auch keineswegs die bleibenden Errungenschaften. Die Beseitigung der französischen Herrschaft am Südfuß der Alpen, die Gewinnung und Erhaltung des Tessin, die Erhebung Leos X. und Adrians VI. auf den päpstlichen Stuhl, die Wahl Karls V. zum deutschen Kaiser — alles das sind geschichtliche Ereignisse von nationaler und internationaler Tragweite, an denen dem Kardinal ein bedeutendes Verdienst zukommt. Endlich hat er früher als viele andere die der Kirche durch den religiösen Abfall drohenden Gefahren erkannt und die politische Tragweite der Glaubensbewegung früh richtig eingeschätzt. Stärker als irgend ein anderer Schweizer hat Matthäus Schiner in den Gang der allgemeinen Weltgeschichte eingegriffen und weit über die engen Grenzen seiner Heimat hinaus eine nachhaltige und von unbestreitbaren Erfolgen begleitete politische Wirksamkeit entfaltet. Gewaltig war der Eindruck seiner Persönlichkeit auf alle Zeitgenossen, auf Könige und Fürsten, Päpste und Prälaten, Staatsmänner und Gelehrte, die alle übereinstimmend seinen staatsmännischen Genius und seine überragenden Talente anerkennen. Wir haben deshalb allen Grund, sein Bild in der historischen Erinnerung festzuhalten als jenes eines der ersten und einflußreichsten Söhne unseres Vaterlandes, der den Schweizer Namen berühmt und gefürchtet gemacht hat, eines Renaissance-Menschen mit all seinen Vorzügen und Fehlern, der nicht mit kleinen und pedantischen Maßstäben gemessen werden darf. Matthäus Schiner gehörte zu den Größten und Besten seiner Zeit,

<sup>65)</sup> Büchi A.: l. c. Bd. II. S. 456 — Fußnote: Über die seit 1511 nachgewiesene handgeschriebenen Schiner-Zeitungen s. L. Weisz. in Zürcher Monatschronik No. 9 1933 («Festgabe zum 50jährigen Jubiläum des Vereins der Schweizer Presse») S. 204 ff.

bei seinen Feinden ebenso gefürchtet wie von den Freunden geachtet und verehrt.»

Am 1. Oktober 1922 — zum 400jährigen Todestag — hat die Regierung des Kantons Wallis am Geburtshaus Schiners in Mühlebach eine Gedenktafel anbringen lassen, und in der Festfeier in Ernen hat Professor A. Büchi seine weitausholende Ansprache beschlossen mit den Worten: «Besitzen wir auch weder ein Standbild noch ein authentisches Porträt des großen Kardinals, so bleibt nichtsdestoweniger sein Bild eingemeißelt in unsern Herzen und unserem Gedächtnisse, wert der Liebe und Verehrung seiner Landsleute, aber auch aller übrigen Eidgenossen, deren er stets einer sein wollte, als einer der Größten und Besten seiner Zeit, der den Namen seiner bescheidenen Heimat in aller Welt bekannt gemacht hat . . . Doch der Widerschein seines Glanzes fällt auch auf das Land, das ihn hervorgebracht, das schöne, das unabhängige Wallis, und das Volk, dem er angehörte, die stolzen, freiheitsliebenden und furchtlosen Walliser, deren Tugend und wilde Leidenschaft der in seiner Person verkörperte, ein rassischer, temperamentvoller Vertreter seines Landes und Volkes.»<sup>66)</sup>

Der Katholische Volksverein und die Regierung des Wallis haben am 7. Mai 1933 an der Grabstätte des Kardinals in der deutschen Kirche dell Anima in Rom eine Gedenktafel errichtet, um auch hier sein Andenken zu erhalten.

Im Jahre 1938 schrieb Paul de Chastonay in seinem Schiner-Büchlein: «Wäre Schiner an der Aare oder an der Limmat geboren, hätte er schon längst Standbilder auf dem Schweizer Boden. Wollten die lieben Walliser einmal ihre angeborene Bescheidenheit überwinden, sollten sie ihrem größten Landsmann ein Denkmal aufrichten . . .»<sup>67)</sup>

Diese «angeborene Bescheidenheit» haben für einmal einige Oberwalliser abgelegt und sind fest entschlossen, dem größten Walliser zum 500. Geburtstag ein würdiges Denkmal zu setzen. Der Bischof von Sitten, Dr. Nestor Adam, hat diese Absicht freudig begrüßt; die Regierung in Sitten hat uns sofort Hilfe in Rat und Tat zugesichert. Zuversichtlich hoffen wir auf die Mitwirkung der Burgerschaften, der Gemeinden, so wie der Industrie, der Gesellschaften und Vereine, der Handwerker, der Arbeiter und Bauern, ja aller Mitbürgerinnen und Mitbürger des ganzen Landes. Als dankbares Volk wollen wir bewußt bleiben, daß uns die Freiheit, die Unabhängigkeit, das Ansehen und die Würde der Heimat nicht von fremden Fürsten geschenkt — sie wurden erkämpft von den Besten und den Tüchtigsten in der alten Alpenrepublik Wallis.

<sup>66)</sup> Kardinal Matthäus Schiner: Festrede, gehalten an der Gedenkfeier in Ernen vom 1. Oktober 1922 von Prof. Dr. Büchi — Im Druck erschienen 1922 — S. 19 und 20.

<sup>67)</sup> Paul de Chastonay: Kardinal Schiner — Führer in Kirche und Staat — Verlag Räder & Cie., Luzern.





Guldener aus dem Jahre 1501



Guldener aus dem Jahre 1501